

Polikuschka

Lew Tolstoi

Polikuschka

Lew Tolstoi

Leo Tolstoi

Novelle

Übertragen von Karl Nötzel

Im Insel-Verlag zu Leipzig

I

Wie Sie zu befehlen geruhen, Herrin! Nur ist es um die Dutloffs leid. Alle ohne Ausnahme sind das prächtige Kerle; wenn man aber schon keinen Hofdiener abgibt, so kommen sie nicht darum, einen Soldaten zu stellen« – sprach der Verwalter – »auch jetzt schon weisen alle auf sie hin. Übrigens – ist das Ihr Wille!«

Und er legte die rechte Hand auf die linke, und indem er beide vor seinen Bauch hielt, beugte er den Kopf auf die andere Seite, zog, fast schmatzend, seine schmalen Lippen ein, wandte die Augen weg und verstummte in der offenbaren Absicht, lange zu schweigen und ohne Widerspruch den ganzen Unsinn anzuhören, den ihm die Gnädige hierauf entgegnen mußte.

Das war ein Verwalter aus den Hofleibeigenen, rasiert, in langem Rock (von einem ganz besonderen

»Verwalterzuschnitt«), der an einem Herbstabend vor seiner Herrin stand, um Bericht zu erstatten. Dieser Bericht bestand nach den Begriffen der Gnädigen darin, Abrechnungen über erledigte Wirtschaftsangelegenheiten anzuhören und Verfügungen zu treffen über zukünftige. Nach den Begriffen des Verwalters Jegor Michailowitsch war die Berichterstattung eine Zeremonie, die darin bestand, die Fußspitzen nach auswärts, in gerader Haltung in der Ecke zu stehen, mit dem Gesicht zum Diwan gewendet, allerlei nicht zur Sache gehörendes Geschwätz anzuhören und die Gnädige durch verschiedentliche Mittel dahin zu bringen, daß sie endlich auf alle Vorschläge des Jegor Michailowitsch rasch und ungeduldig »Gut, gut!« sage.

Jetzt war die Rede von der Rekrutenaushebung. Von Pokrowskoje mußte man drei stellen. Zwei waren zweifellos durch das Schicksal selber dazu ausersehen: durch Zusammenfallen von häuslichen, moralischen und

wirtschaftlichen Gründen. Hinsichtlich ihrer konnte kein Schwanken und kein Streit sein, weder von seiten der Bauernversammlung, noch von seiten der Gnädigen, noch von seiten der öffentlichen Meinung. Der dritte zu Stellende war dagegen anfechtbar. Der Verwalter wollte den »dreiöhnigen« Dutloff davor bewahren und den verheirateten Hofleibeigenen Polikuschka zur Aushebung schicken, der einen sehr schlechten Ruf besaß und mehrmals ertappt worden war beim Stehlen von Säcken, Zügeln und Heu; die Gnädige aber, die häufig die abgerissenen Kinder Polikuskas liebkost und vermittelst Ermahnungen nach dem Evangelium seine Sittlichkeit gebessert hatte, wollte ihn nicht abgeben. Dabei wollte sie aber auch den Dutloffs nichts Übles, die sie gar nicht kannte und niemals gesehen hatte. Aus irgendeinem Grunde konnte sie aber durchaus nicht begreifen, und der Verwalter entschloß sich nicht, es ihr gerade heraus zu erklären, daß, wenn nicht Polikuschka, so Dutloff gehen müsse. »Ja, aber ich wünsche doch gar nicht das

Unglück der Dutloffs,« sprach sie mit Gefühl. »Wenn Sie das nicht wollen, so zahlen Sie doch dreihundert Rubel für einen Rekruten!« Das ist es, was man ihr hierauf hätte antworten müssen. Die Politik ließ das aber nicht zu.

So nahm Jegor Michailowitsch ruhig eine bequeme Stellung ein, unbemerkt lehnte er sich sogar an den Türrahmen an, und den Gesichtsausdruck völliger Ergebenheit bewahrend, begann er zu betrachten, wie sich bei der Gnädigen die Lippen bewegten, und wie die Rüsche an ihrem Häubchen zugleich mit ihrem Schatten an der Wand unter dem Bildchen, das da hing, hin und her hüpfte. Er hielt es aber überhaupt nicht für nötig, auf den Sinn ihrer Reden einzugehen. Die Gnädige sprach lang und viel. Diese Töne waren ihm sogar angenehm, und er bekam einen Gähnkrampf hinter den Ohren; er verwandelte indes geschickt dieses Zucken in einen Husten, indem er mit der Hand seinen Mund bedeckte und sich anstellte, als ob er sich räusperte. Unlängst sah ich,

wie Lord Palmerston dasaß, den Hut auf dem Kopfe, während ein Mitglied der Opposition das Ministerium niederdonnerte, und er sich plötzlich erhob und in einer dreistündigen Rede auf alle Punkte des Gegners Antwort gab; ich sah dies und staunte gar nicht, weil ich etwas Ähnliches tausendmal gesehen hatte bei Jegor Michailowitsch und seiner Herrin. Fürchtete er nun einzuschlafen, oder schien es ihm, daß sie sich schon allzusehr Hinreißen lasse – er verlegte das Schwergewicht seines Körpers vom linken Fuß auf den rechten und begann mit der sakralen Anfangsprase, mit der er stets anfing:

»Das ist Ihr Wille, Herrin, nur ... nur die Bauernversammlung steht jetzt bei mir vor dem Kontore, und man muß ein Ende machen. In dem Befehle ist gesagt, bis zum Pokrowtage müsse man die Rekruten in die Stadt bringen. Von den Bauern weisen aber alle auf die Dutloffs hin, ja, und sonst auf niemanden. Die Bauernversammlung beobachtet aber nicht Ihr Interesse: ihr ist

es gleichgültig, daß wir Dutloffs zugrunde richten. Ich weiß ja aber sehr wohl, wie sie sich durchschlugen. Von der Zeit an, daß ich Verwalter bin, haben sie ja immer in Armut gelebt. Eben, eben erst ist dem Greis sein jüngster Neffe herangewachsen, und jetzt soll man sie wieder ruinieren! Ich aber, Sie geruhnen es zu wissen, bin um Ihr Eigentum besorgt wie um das meinige. Schade, Herrin; wie es Ihnen aber gefällig sein wird. Jene sind mir weder verschwägert noch blutsverwandt, und ich habe von ihnen nichts genommen ...«

»Ja, das habe ich ja gar nicht gedacht, Jegor ...« unterbrach ihn die Herrin und glaubte auch sogleich schon, daß er von den Dutloffs gekauft sei.

»... Es ist nur ihr Hof im ganzen Pokrowskoje der beste. Gottesfürchtige, arbeitsame Bauern sind das. Der Greis ist schon dreißig Jahre Kirchenältester, er trinkt weder Schnaps, noch nimmt er ein schlechtes Wort in den Mund; in die Kirche geht er immer.« (Es wußte der Verwalter,

womit seine Herrin zu bestechen.) »Und die
Hauptsache, ich sage es Ihnen, er hat nur
zwei Söhne, der dritte ist nur sein Neffe.
Die Bauernversammlung weist auf ihn hin;
in Wirklichkeit müßte er ein
»Zweisöhnelos« werfen. Andere haben auch
bei drei Söhnen sich ihr Land austeilen
lassen, weil sie unfähig waren, gemeinsam
zu wirtschaften; jetzt sind sie aber im
Recht, und die sollen leiden wegen ihrer
Tugend!«

Hier verstand die Herrin schon gar nichts
mehr – sie verstand nicht, was hier
»Zweisöhnelos« und »Tugend« zu bedeuten
hätte, sie vernahm nur Töne und betrachtete
die Nankingknöpfe an dem Rock des
Verwalters: den oberen hatte er
wahrscheinlich seltener zugeknöpft, so saß
er denn auch fest, der mittlere war aber
schon völlig losgerissen und hing eben
noch, so daß es längst schon nötig wäre, ihn
anzunähen. Wie aber allgemein bekannt,
braucht man bei einer Unterhaltung,
besonders einer geschäftlichen, durchaus
nicht das zu verstehen, was zu einem

gesprochen wird; man muß nur das im Gedächtnis behalten, was man selber sagen will. So verfuhr auch die Gnädige.

»Wie willst du denn gar nicht begreifen, Jegor Michailowitsch?« sprach sie. – »Ich will durchaus nicht, daß Dutloff zu den Soldaten kommt. Es scheint, soweit kennst du mich schon, um zu urteilen, daß ich alles tue, was ich kann, um meinen Bauern zu helfen, und ich will nicht ihr Unglück. Du weißt, daß ich bereit wäre, alles zu opfern, um mich von dieser kummervollen Notwendigkeit zu befreien und weder den Dutloff noch den Chorjuschkin abzugeben.« (Ich weiß nicht, ob es dem Verwalter in den Kopf kam, daß, um sich von dieser kummervollen Notwendigkeit zu befreien, man durchaus nicht alles zu opfern brauchte, vielmehr dreihundert Rubel genügten; dieser Gedanke hätte ihm aber leicht kommen können.) »Eines will ich dir nur sagen, daß ich den Polikei um keinen Preis abgeben werde. Als er nach jener Sache mit der Uhr mir selber alles eingestand und weinte und schwur, er

werde sich bessern, sprach ich lange mit ihm und sah, daß er gerührt war und aufrichtig bereute.« (»Nun hat sie angefangen!« – dachte Jegor Michailowitsch und begann das Eingemachte zu betrachten, das sie in ein Glas Wasser hineingelegt hatte: »Ist es aus Apfelsinen oder Zitronen? Es muß wohl von bitterem Geschmack sein,« dachte er.) »Seitdem sind sieben Monate vergangen, und er war kein einziges Mal betrunken und führt sich ausgezeichnet auf. Mir sagte seine Frau, er sei ein anderer Mensch geworden. Und wie willst du denn da, daß ich ihn jetzt strafen soll, nachdem er sich gebessert hat? Ja, und ist es denn nicht unmenschlich, einen Menschen zu den Soldaten zu geben, der fünf Kinder hat und allein ist? Nein, sprich mir lieber gar nicht davon, Jegor ...«

Und die Gnädige trank aus dem Glas mit Eingemachtem.

Jegor Michailowitsch sah zu, wie das Wasser die Kehle durchlief, und entgegnete

dann sanft und trocken:

»So befehlen Sie also, den Dutloff zu bestimmen?«

Die Gnädige rang die Hände.

»Wie kannst du mich denn gar nicht verstehen? Wünsche ich denn das Unglück Dutloffs, habe ich denn irgend etwas gegen ihn? Gott ist mein Zeuge, daß ich bereit bin, alles für ihn zu tun.« (Sie schaute auf das Bild in der Ecke, entsann sich aber, daß das nicht Gott sei: »Nun ja, einerlei, nicht darum handelt es sich«, dachte sie.

Wiederum ist es seltsam, daß sie nicht auf den Gedanken kam an die dreihundert Rubel.) »Was soll ich dann aber tun? Weiß ich denn, was und wie? Ich kann das gar nicht wissen! Nun, ich verlasse mich auf dich; du weißt, was ich will. Mache es so, daß alle zufrieden sind und dem Gesetze nach. Was soll man denn machen? Nicht für sie allein – für alle gibt es schwere Augenblicke. Nur den Polikei darf man

nicht abgeben. Du verstehst, daß dies
furchtbar wäre von meiner Seite ...«

Sie hätte noch lange gesprochen – so sehr
hatte sie sich belebt, da trat aber das
Dienstmädchen ins Zimmer.

»Was willst du, Dunjascha?«

»Ein Bauer ist gekommen, er läßt Jegor
Michailowitsch fragen, ob er der
Bauernversammlung zu warten befiehlt!« –
sprach Dunjascha und blickte zornig auf
den Jegor Michailowitsch. (»Ach, dieser
Verwalter!« – dachte sie – »er hat die
Herrin aufgeregt; jetzt wird sie mich
wiederum nicht vor ein Uhr in der Nacht
einschlafen lassen.«)

»So gehe denn, Jegor« – sprach die Herrin
– »mach' es möglichst gut!«

»Ich gehorche.« (Er sprach schon nichts
mehr über Dutloffs.) »Wen befehlen Sie
aber wegen des Geldes zum Gärtner zu
schicken?«

»Ist denn Petruscha noch nicht aus der Stadt zurückgekehrt?«

»Nein.«

»Kann dann aber nicht Nikolai fahren?«

»Sein Väterchen liegt an Kreuzschmerzen,« sprach Dunjascha.

»Werden Sie nicht mir selber morgen zu fahren befehlen?« fragte der Verwalter.

»Nein, du bist hier nötig, Jegor.« (Die Gnädige dachte nach.) »Wieviel Geld?«

»1617 Rubel.«

»Schicke den Polikei« – sprach die Herrin, indem sie dem Jegor Michailowitsch entschlossen ins Gesicht schaute.

Jegor Michailowitsch verzog, ohne die Zähne zu zeigen, die Lippen, als ob er lächle; er veränderte sich aber nicht im Gesicht.

»Ich gehorche!«

»Schicke ihn zu mir!«

»Ich gehorche!« – und Jegor
Michailowitsch ging ins Kontor.

II

Polikei, als ein unbedeutender und anrüchiger Mensch, ja und dazu noch aus einem andern Dorf, erfreute sich weder der Protektion der Schließerin, noch des Büfettdieners, noch des Verwalters oder des Dienstmädchen der Herrin, und sein »Winkel« war der allerschlechteste, ungeachtet dessen, daß seine Familie, er selber eingeschlossen, sieben Köpfe zählte. Die »Winkel« waren noch von dem verstorbenen gnädigen Herrn so gebaut worden: in der zehnarschinigen Steinhütte stand in der Mitte ein russischer Ofen, ringsherum lief ein »Kolidor« (wie die Hofleibeigenen sagten), und in jeder Ecke war mit Brettern ein »Winkel« abgezäunt. Es gab also wenig Platz, besonders in dem Winkel des Polikei, der der Türe zunächst lag. Das Ehebett mit Steppdecke und Zitzkissen, eine Wiege mit einem Kindchen, ein Tischchen auf drei Füßen, auf dem gekocht und gewaschen ward, aller

Hausrat gelegt zu werden pflegte, und an dem Polikei selber zu arbeiten pflegte (er war Kurschmied), Zuber, Kleider, Hühner, ein Kälbchen und die Sieben selber erfüllten den ganzen Winkel und hätten sich nicht rühren können, wenn nicht der gemeinsame Ofen durch seinen vierten Teil einen Raum gewährt hätte, auf dem Sachen abgelegt wurden und Menschen sich legten, ja, und wenn es nicht möglich gewesen wäre, auf die Eingangstreppe hinauszutreten. Das war freilich kaum möglich: im Oktober war es kalt, als warmes Kleidungsstück war aber nur ein Schafpelz vorhanden; dafür konnte man sich aber erwärmen: die Kinder, indem sie liefen, die Erwachsenen durch die Arbeit, und diese und jene, wenn sie auf den Ofen krochen, wo es bis 40 Grad warm war. Es scheint, es sei unter solchen Bedingungen furchtbar zu leben; ihnen aber machte das nichts aus: leben konnte man. Akulina wusch und nähte für die Kinder und den Mann, sie spann und webte und bleichte ihr Linnen, sie kochte und buk im gemeinsamen Ofen, sie zankte sich und

klatschte mit den Nachbarn. Was sie an Lebensmitteln erhielten, reichte nicht nur für die Kinder, vielmehr auch noch, um die Kuh zu füttern. Holz war frei, Viehfutter gleichfalls, auch Heuchen fiel aus dem Pferdestall ab. Es war ein Streifchen Gemüsegarten vorhanden; das Kuhchen bekam ein Kälbchen; man hielt eigene Hühner. Polikei war am Pferdestall angestellt, er versorgte zwei Hengste; er ließ den Pferden und dem Vieh zur Ader, schnitt ihnen Schwellungen auf, reinigte die Hufe und gab eine Salbe von eigener Erfindung. Und dafür erhielt er bisweilen Gelderchen und Lebensmittel. Hafer von der Herrschaft blieb gleichfalls übrig. Im Dorfe war ein Bäuerlein, das gab regelmäßig im Monat für zwei Maß davon zwanzig Pfund Hammelfleisch. Leben hätte man also können, wenn kein Seelenleid gewesen wäre. Das gab es aber, und ein schweres für die ganze Familie. Polikei war von klein auf in einem anderen Dorfe auf einem Gestüt gewesen. Der Pferdeknecht, dem er gerade in die Hände fiel, war der erste Dieb in der ganzen Umgegend: man

schickte ihn denn auch zur Ansiedlung nach Sibirien. Bei diesem Pferdeknecht ging Polikei in die Lehre, und weil er eben noch zu jung war, hatte er sich derart an diese »Kleinigkeiten« gewöhnt, daß, ob er auch später froh gewesen wäre, davon zu lassen, – er das gar nicht mehr vermochte. Er war ein junges Menschenkind, noch schwach; Vater und Mutter hatte er nicht, und es war niemand dagewesen, ihn zu unterweisen. Polikei liebte zu trinken und liebte nicht, daß irgendwo etwas »schlecht lag«. Ob es ein Lederriemen oder ein Sättelchen war, ein Schloß, Kupferbolzen oder etwas Wertvollereres – alles fand bei Polikei einen Platz für sich. Überall gab es Leute, welche diese Säckelchen annahmen und dafür in Schnaps oder Geld bezahlten, je nach Übereinkunft. Dieser Verdienst ist der allerleichteste, wie das Volk sagt: es ist dafür weder eine Lehre nötig, noch eine besondere Anstrengung, noch irgend etwas sonst; wenn man aber einmal den Versuch machte, so wünscht man keine andere Arbeit mehr. Eines nur ist nicht schön bei diesem Gelderwerb: Wenn man auch alles

billig und mühelos erlangt, und zu leben
angenehm ist, so geht es plötzlich
schlechter Menschen wegen nicht mehr gut
mit diesem Gewerbe, und dann muß man
für alles auf einmal bezahlen und wird
seines Lebens nicht froh.

So hatte es sich denn auch mit Polikei
zugetragen. Er heiratete, und Gott hatte ihm
Glück gegeben: zur Gattin – sie war die
Tochter eines Viehhüters – war ihm ein
gesundes, gescheites, arbeitsfrohes Weib
zugefallen; Kinder gebar sie ihm, eines
besser als das andere. Plötzlich überkam
ihn aber Unglück, und er fiel herein. Und
um Nichtigkeiten: bei einem Bauern hatte
er Lederzügel beiseite gebracht. Man fand
sie, prügelte ihn durch, führte ihn vor die
Gnädige und begann auf ihn acht zu geben.
Ein zweites und ein drittes Mal ward er
ertappt. Das Volk fing an, von ihm schlecht
zu sprechen, der Verwalter drohte, ihn unter
die Soldaten zu stecken, die Gnädige gab
ihm einen Verweis, seine Frau begann zu
weinen und sich zu grämen, alles ging
drüber und drunter. Er war dabei ein guter,

keineswegs ein schlechter Mensch, nur schwach war er; er liebte zu trinken, und er hatte eine so heftige Gewohnheit dazu gefaßt, daß er auf keine Weise davon lassen konnte. Es kam vor, es beginnt ihn seine Frau zu schimpfen, sogar zu schlagen, wenn er betrunken nach Hause kommt, er aber weint: »Ich unglücklicher Mensch« – spricht er – »was soll ich denn machen? Mögen meine Augen zerplatzen, ich werde es werfen, ich werde nicht mehr!« Warte ab! Einen Monat darauf wird er wiederum aus dem Hause gehen, sich betrinken, zwei Tage verschwunden sein. »Von irgendwoher nimmt er doch wohl das Geld, um zu bummeln,« meinten die Leute. Seine letzte Affäre war mit der Kontoruhruhr. Es war da im Kontor eine alte Wanduhr, längst schon ging sie nicht mehr. Einst kam es so, daß er allein ins unverschlossene Kontor eintrat; die Uhr verführte ihn, er trug sie fort und verkaufte sie in der Stadt. Wie absichtlich ereignete es sich, daß jener Budeninhaber, dem er die Uhr verkauft hatte, zufällig Schwiegersohn einer Hofleibeigenen ward und zum Feiertag ins

Dorf kam und von der Uhr erzählte. Man begann nachzuforschen, ganz so, als ob das irgendwem nötig gewesen wäre. Besonders der Verwalter liebte nicht den Polikei. Und man fand den Täter. Man hinterbrachte es der Gnädigen. Sie ließ den Polikei rufen. Der fiel sogleich auf die Knie und gestand mit Gefühl, so, daß es rührend war, alles, wie es ihm seine Frau beigebracht hatte. Er führte alles sehr gut aus. Es begann ihm die Gnädige zur Vernunft zu reden; sie sprach und sprach, predigte und predigte von Gott, von der Tugend, vom zukünftigen Leben, von seiner Frau und von seinen Kindern, und sie brachte ihn zu Tränen.

»Ich verzeihe dir, versprich mir nur, dies niemals mehr zu tun!«

»Niemals werde ich! Möge ich in den Boden versinken, möge mein Leib zerreißen!« sprach Polikei und weinte, daß es einen Stein erbarmen konnte!

Polikei kam nach Hause und heulte wie ein Kalb den ganzen Tag über und lag dabei auf

dem Ofen. Von da an ward niemals mehr irgend etwas an Polikei bemerkt. Nur war sein Leben unfroh geworden: das Volk schaute auf ihn wie auf einen Dieb, und als die Zeit der Rekrutenaushebung nahte, begannen alle auf ihn hinzuweisen.

Polikei war Kurschmied, wie bereits gesagt ward. Wie er plötzlich dazu geworden war, wußte niemand, und er selber am allerwenigsten. Auf dem Gestüt bei dem Pferdeknecht, der dann zur Ansiedlung verschickt ward, leistete er keine anderen Dienste, als die Pferdekästen auszumisten, bisweilen die Pferde selber zu reinigen und Wasser zu fahren. Dort hätte er also nicht auslernen können. Darauf war er Weber, dann arbeitete er im Garten, reinigte er die Fußwege; dann zerschlug er zur Strafe Ziegelsteine; dann, gegen Jahresabgabe auf eigenen Verdienst ausgehend, verdingte er sich bei einem Kaufmann als Hausknecht. Demnach hatte er auch dort keine Praxis. Während seines letzten Aufenthaltes zu Hause begann sich allmählich der Ruf seiner ungewöhnlichen, sogar ein wenig

übernatürlichen Pferdeheilkunst zu verbreiten. Er ließ einmal und wieder einmal zur Ader, dann warf er ein Pferd um und bohrte ihm im Schenkel herum, dann verlangte er, man solle ein Pferd in den Notstall führen, und begann ihm den Strahl bis aufs Blut zu schneiden, ungeachtet dessen, daß das Pferd um sich schlug und sogar wimmerte, und er sagte, daß dies bedeute, »das unter dem Huf befindliche Blut auszulassen«. Darauf erklärte er den Bauern, es sei unerlässlich, das Blut aus beiden Adern zu lassen, »zur größeren Leichtigkeit«, und begann mit einem Klopffholz auf die stumpfe Lanzette zu schlagen; alsdann zog er unter den Bauch des Verwalterpferdes einen Verband aus dem Kopftuch seiner Frau; endlich begann er mit Vitriol jede Art Schorf zu bestreuen, aus einem Gläschen zu benetzen und bisweilen innerlich zu geben, was ihm gerade einfiel. Und je mehr er Pferde marterte und mordete, um so mehr glaubte man ihm, und um so mehr Pferde führte man zu ihm.

Ich fühlle, daß es für uns, die Herrschaften, nicht ganz anständig ist, über den Polikei zu lachen. Die Methoden, die er anwandte, um Vertrauen zu erwecken, sind ganz dieselben, die auf unsere Väter wirkten, auf uns selber, und die auch auf unsere Kinder wirken werden. Der Bauer, der sich mit dem Bauch auf den Kopf seiner einzigen Stute legt, die nicht nur seinen Reichtum ausmacht, vielmehr fast einen Teil seiner Familie, und der mit Glauben und Schrecken auf das beträchtlich verzogene Gesicht des Polikei schaut und seine dünnen, vertrockneten Hände, mit denen er absichtlich die Stelle preßt, die schmerzt, und kühn den lebendigen Körper schneidet mit dem geheimen Gedanken: »Es wird schon etwas dabei herauskommen«, und sich den Anschein gibt, als ob er wisse, wo Blut, wo Materie, wo trockene, wo nasse Adern sind, und dabei in seinen Zähnen den heilbringenden Lappen oder das Fläschchen mit Vitriol hielt – dieser Bauer kann sich gar nicht vorstellen, daß sich bei Polikei die Hand erheben würde, wenn er nicht zu schneiden verstünde. Er selber hätte das

nicht tun können. Sobald aber rasch geschnitten ist, wird er sich auch keinen Vorwurf daraus machen, daß er vergeblich zu schneiden gab. Ich weiß nicht, wie es mit Ihnen steht; ich aber empfand vor dem Doktor, der auf meine Bitte Menschen, die meinem Herzen nahestanden, gequält hatte, ganz genau dasselbe. Die Lanzette und das geheimnisvolle weiße Fläschchen mit Sublimat und die Worte: »Beulenkrankheit, Hämorrhoiden, zur Ader lassen, Eiter usw.«, sind das denn nicht dieselben wie Nerven, Rheumatismus, Organismen usw.? »Wage du zu irren und zu träumen« – dies bezieht sich nicht nur auf die Dichter, auch auf die Doktoren und Kurschmiede.

III

An diesem selben Abend, als die Bauernversammlung, einen Rekruten während, vor dem Kontore lärmte im kalten Nebel der Oktobernacht, saß Polikei auf dem Betrand an seinem Tische und zerrieb auf ihm mittels einer Flasche eine Arznei, die er nicht kannte, gegen eine Pferdekrankheit, die ihm gleichfalls unbekannt war. Da war Sublimat, Schwefel, Glaubersalz und ein Kraut, das Polikei gesammelt hatte, als es ihm einmal eingefallen war, dies Kraut sei sehr nützlich gegen Kurzatmigkeit, und er fand es dann auch nicht für überflüssig, es auch gegen andere Krankheiten zu geben. Die Kinder hatten sich bereits niedergelegt: zwei lagen auf dem Ofen, zwei im Bette, eines in der Wiege, bei der Akulina an der Spindel saß. Ein Lichtstummel, der von herrschaftlichen Kerzen geblieben war, »die schlecht gelegen hatten«, stand in hölzernem Leuchter am Fenster, und damit ihr Mann

sich nicht von seiner wichtigen Arbeit loszureißen brauche, stand Akulina immer wieder selber auf, den Kerzenstummel mit den Fingern zu richten. Es gab Freidenker, die den Polikei für einen dummen Tierarzt und einen einfältigen Menschen hielten. Andere dagegen, und die Mehrzahl, hielten ihn zwar für einen schlechten Kerl, aber für einen großen Meister seines Faches.

Akulina ihrerseits, ungeachtet dessen, daß sie ihren Mann häufig schalt und sogar schlug, hielt ihn zweifellos für den ersten Pferdearzt und den ersten Menschen auf der ganzen Welt. Polikei streute gerade in die hohle Hand irgendeine »Spezies«. (Eine Wage benützte er nicht und äußerte sich ironisch über die Deutschen, die Wagen benützen: »Das« – pflegte er zu sagen – »ist doch keine Apotheke«.) Polikei prüfte seine Spezies in der Hand und schüttelte sie auf; es schien ihm aber wenig, und er streute zehnmal mehr hinein. »Alles werde ich hineintun; es wird besser helfen,« sprach er zu sich. Akulina schaute sich rasch um, auf die Stimme ihres Gebieters, einen Befehl erwartend; da sie aber sah, daß die Sache

sie nichts angehe, zuckte sie die Achseln:
»Sieh' mal an, der Teufelskerl! Von woher nimmt er das denn!« dachte sie und machte sich wiederum ans Spinnen. Das Papierchen, aus dem die Spezies geschüttet war, fiel unter den Tisch. Akulina ließ das nicht durchgehen.

»Anjutka!« rief sie – »sieh, der Vater hat etwas unter den Tisch fallen lassen, heb' auf!«

Anjutka zog ihre dünnen, nackten Füßchen aus dem Kapott heraus, das sie bedeckt hatte, kroch wie ein kleines Kätzchen unter den Tisch und brachte das Papierchen.

»Da, Väterchen« – sprach sie und verschwand wieder im Bett mit kaltgewordenen Beinchen.

»Was stößt du mich denn« – zischte ihre jüngere Schwester, lispelnd und mit verschlafener Stimme.

»Ich werde euch!« sprach Akulina, und beide Köpfe verschwanden unter dem Kapott.

»Drei Rubel wird er geben« – murmelte Polikei, indem er die Flasche zustopfte – »ich werde das Pferd ausheilen. Es ist noch billig« – fügte er hinzu. »Geh' nur, denk dir nur alles aus! Akulina, geh' und bitte den Nikita um etwas Tabak. Morgen werde ich ihm zurückgeben.«

Und Polikei nahm aus seiner Hosentasche ein Pfeifchen aus Lindenholz heraus, das einstmais angestrichen gewesen und dessen Mundstück jetzt aus Siegellack war, und begann es zu richten.

Akulina ließ die Spindel stehen und ging hinaus, ohne hängen zu bleiben, was sehr schwer war. Polikei öffnete ein kleines Schränkchen, stellte die Flasche hin und steckte ein Schnapsfläschchen in den Mund, aber Schnaps war nicht darin. Er runzelte die Stirn; als aber seine Frau Tabak gebracht, er sich sein Pfeifchen gestopft, es

angeraucht und sich auf das Bett gesetzt
hatte, strahlte sein Gesicht in der
Zufriedenheit und dem Stolze eines
Menschen, der sein Tagewerk vollbracht
hat. Dachte er nun daran, wie er morgen die
Zunge des Pferdes ergreifen und ihm diese
erstaunliche Mixtur ins Maul gießen werde,
oder dachte er daran, daß einem »nötigen«
Menschen niemand etwas abschlägt, und
daß jetzt eben Nikita ihm gleichwohl Tabak
geschickt hatte – es war ihm wohl. Plötzlich
öffnete sich die Tür, die nur an einem
Haken hing, und in den Winkel trat das
»obere« Mädchen, nicht das zweite,
vielmehr das dritte, kleine, das man für die
Aufträge hielt. »Oben« bedeutet, wie allen
bekannt, das Herrenhaus, wenn es auch
unten gelegen hätte. Aksjutka – so hieß das
Mädchen – flog immer wie eine Kugel, und
dabei hielt sie ihre Arme nicht eingebogen,
sie schaukelten vielmehr wie Perpendikel,
der Schnelligkeit ihrer Bewegung
entsprechend, nicht an den Hüften herab,
vielmehr vor ihrem Körper her; ihre
Wangen waren röter als ihr rosafarbenes
Kleid; ihre Zunge bewegte sich immer

ebenso rasch wie ihre Füße. Sie flog ins Zimmer, hielt sich aus irgendeinem Grunde am Ofen fest, fing an, sich zu schaukeln, und begann, als ob sie unbedingt nicht mehr als zwei, höchstens drei Worte auf einmal aussprechen wolle, keuchend folgende Ansprache, wobei sie sich an Akulina wandte:

»Die Gnädige befahl dem Polikei Iljitsch, augenblicklich nach oben zu kommen, sie befahl ...« (Sie hielt inne und schöpfte tief Atem.) »Jegor Michailowitsch war bei der Gnädigen, von den Rekruten sprach man, man erinnerte an Polikei Iljitsch ... Awdotja Mikolawna befahl, diesen Augenblick zu kommen, Awdotja Mikolawna befahl ...« (wiederum ein Seufzer) »diese Minute zu kommen.«

Etwa eine halbe Minute blickte Aksjutka auf Polikei, auf Akulina, auf die Kinder, die sich unter der Decke hervorstreckten, erfaßte eine Nußschale, die auf dem Ofen herumlag, warf sie nach Anjutka, und nachdem sie noch einmal gesagt hatte,

»diesen Augenblick zu kommen«, flog sie wie ein Wirbelwind aus dem Zimmer, und die Perpendikel bewegten sich mit gewohnter Raschheit quer zur Richtung ihres Laufes hin und her.

Akulina erhob sich wiederum und brachte ihrem Manne die Stiefel. Es waren schlechte, durchlöcherte Soldatenstiefel. Sie nahm den Kaftan vom Ofen und gab ihn ihm, ohne ihn anzublicken.

»Iljitsch, wirst du nicht ein anderes Hemd anziehen?«

»Nein!« – sprach Polikei.

Akulina sah ihm kein einziges Mal ins Gesicht, während er sich anzog, und sie tat gut daran, daß sie ihn nicht anschaute: Polikeis Gesicht war bleich, sein Unterkiefer zitterte, und in seinen Augen lag jener weinerliche, unterwürfige und tief unglückliche Ausdruck, wie er nur bei guten, schwachen und schuldigen Menschen vorkommt. Er kämmte sich und

wollte weggehen; seine Frau hielt ihn aber auf, rückte ihm die Gurtschnur seines Hemdes zurecht, die auf den Rock herunterhing, und setzte ihm die Mütze auf.

»Wie, Polikei Iljitsch, die Gnädige verlangt nach Ihnen?« erklang die Stimme der Tischlersfrau aus dem Verschlag hervor.

Die Tischlersfrau hatte erst heute morgen mit Akulina eine heftige Auseinandersetzung gehabt wegen eines Topfes Waschlauge, den ihr die Kinder des Polikei ausgegossen hatten, und ihr war es im ersten Augenblicke angenehm, zu hören, daß man den Polikei zur Gnädigen rufe: es wird wohl nicht zum Guten sein. Zudem war sie eine feine, politische und giftige »Dame«. Niemand verstand besser mit einem Worte abzutrumpfen; so dachte sie wenigstens selber von sich:

»Man will wohl in die Stadt schicken, Einkäufe zu machen,« fuhr sie fort. »Ich vermute so, daß man einen zuverlässigen Menschen auswählt; Sie schickt man denn

auch. Sie werden mir dann ein Viertelchen Tee kaufen, Polikei Iljitsch?«

Akulina hielt die Tränen zurück, und ihre Lippen verzogen sich zu einem bösen Ausdruck. So hätte sie sich auch eingekrallt in die spärlichen Haare dieser Kanaille von Tischlersfrau. Als sie aber auf ihre Kinder schaute und daran dachte, daß sie Waisen bleiben werden, und sie selber eine Soldatenwitwe, vergaß sie die giftige Tischlersfrau, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, setzte sich auf das Bett, und ihr Kopf sank auf die Kissen.

»Mamuschka, du hast mich plattgedrückt«, brummte das lispelnde Mädchen, indem es sein Kleid unter dem Ellenbogen der Mutter hervorzog.

»Wenn ihr doch alle sterben würdet! Zum Kummer habe ich euch geboren!« schrie Akulina und erfüllte die ganze Hütte mit ihrem Schluchzen, zum Troste der Tischlersfrau, die noch nicht die Waschlauge vom Morgen vergessen hatte.

IV

So verging eine halbe Stunde. Das kleine Kind begann zu schreien; Akulina stand auf und stillte es. Sie weinte schon nicht mehr. Ihr noch immer hübsches, hageres Gesicht in die Hand gestützt, starrte sie auf das herabgebrannte Licht und dachte darüber nach, weshalb sie eigentlich geheiratet habe, wozu man denn so viele Soldaten brauche, und auch noch darüber, wie sie es der Tischlersfrau heimzahlen könne.

Die Schritte ihres Mannes erklangen draußen; sie wischte sich die Spuren der Tränen ab und stand auf, um ihm Platz zu machen. Polikei kam stolz herein, warf die Mütze aufs Bett, atmete tief und begann sich auszuziehen.

»Nun, was denn? Wozu hat sie dich gerufen?«

»Hm ... es ist bekannt! Polikuschka ist der letzte aller Menschen; wenn aber nur eine

Sache nötig ist, wen ruft man dann? Den Polikei!«

»Was für eine Sache?«

Polikei beeilte sich nicht mit der Antwort; er rauchte sein Pfeifchen an und spuckte aus.

»Zum Kaufmann zu fahren wegen Geld, befahl sie.«

»Geld zu bringen?« fragte Akulina.

»Wie geschickt sie in Worten ist! ›Du‹, spricht sie, ›standest im Rufe, du seist ein unzuverlässiger Mensch; nur ich vertraue dir mehr als irgendeinem anderen.««

(Polikei sprach laut, damit es die Nachbarn hören sollten.) »›Du hast mir versprochen, dich zu bessern,‹ spricht sie; ›siehst du, da hast du den ersten Beweis, daß ich dir glaube: Fahre‹, spricht sie, ›zum Kaufmann, nimm das Geld und bring' es her.‹ ›Ich,‹ sage ich, ›Herrin, wir, sage ich, ›sind alle Ihre Sklaven und sollen wie Gott, so auch

Ihnen dienen, deshalb fühle ich auch, daß ich alles tun kann für Euer Gnaden und keine Dienstleistung zu verweigern vermag; was Sie befehlen werden, das werde ich auch ausführen, weil ich Ihr Sklave bin.«« (Er lächelte wiederum mit jenem besonderen Lächeln des schwachen, guten und schuldigen Menschen.) »»So wirst du denn, spricht sie, ›es richtig und treu ausführen? Du‹, spricht sie, ›verstehst du, daß dein Schicksal hiervon abhängt?‹ ›Wie kann ich denn nicht begreifen, daß ich alles zu tun vermag? Wenn man gegen mich gesprochen hat, so kann man jeden beschuldigen; ich konnte aber, scheint es, niemals irgend etwas gegen Euer Gnaden auch nur denken!‹ So, heißt das, habe ich sie beredet, daß meine Herrin ganz weich ward. ›Du‹, spricht sie, ›wirst mir der erste Mensch sein.«« (Er schwieg, und wiederum trat ganz dasselbe Lächeln auf sein Gesicht.) »Ich weiß sehr gut, wie mit ihnen zu sprechen. Es kam vor, als ich noch auf eigenen Erwerb ging, daß da einer auf mich losfährt! Laß mich aber nur mit ihm

sprechen, so werde ich ihn so einölen, daß er wie Seide wird.«

»Und viel Geld?« – fragte noch einmal Akulina.

»Drei halbtausende Rubel« – antwortete nachlässig Polikei.

Sie schüttelte den Kopf.

»Wann sollst du denn fahren?«

»›Morgen‹, befahl sie. ›Nimm‹, spricht sie, ›welches Pferd du willst, gehe ins Kontor und fahre mit Gott!‹«

»Dank sei dir, Gott« – sprach Akulina, indem sie aufstand und sich bekreuzigte – »Gott stehe dir bei, Iljitsch,« fügte sie flüsternd hinzu, damit man es nicht hinter dem Verschlag hören sollte, indem sie ihn am Hemdärmel festhielt – »Iljitsch, höre mich, bei Christus und Gott bitte ich dich, wenn du fahren wirst, küsse das Kreuz und

versprich, daß du keinen Tropfen in den Mund nehmen wirst!«

»Werde ich sonst wohl zu trinken beginnen, wenn ich mit solchen Geldern fahre!« platzte er los. – »Wie schön und geschickt dort irgendwer auf dem Pianoforte spielte, erstaunlich!« fügte er nach einigem Schweigen hinzu und lächelte. – »Es muß wohl das Fräulein gewesen sein. Ich habe gerade vor ihr gestanden, vor der Herrin beim Glasschrank, das Fräulein spielte aber dort hinter der Tür. Sie schmettert, sie schmettert, so paßte alles zusammen, nun was! Ich hätte es gespielt, wahrhaftig, ich hätte es fertig gebracht. Gerade ich hätte es fertig gebracht. Ich bin in diesen Sachen geschickt. Ein reines Hemd gib mir morgen.« Und sie legten sich schlafen, zwei Glückliche.

V

Währenddessen lärmte die Bauernversammlung beim Kontor. Die Sache war nicht zum Scherzen. Fast alle Bauern waren gekommen, und während der Zeit, als Jegor Michailowitsch zur Gnädigen fortging, bedeckten sich die Köpfe; plötzlich waren mehr Stimmen zu vernehmen, und die Stimmen wurden lauter. Rauhes Stöhnen, hier und da unterbrochen von einer keuchenden, heiseren, schreienden Stimme, stand in der Luft, und dieses Stöhnen flog bis zu den Fenstern der Gnädigen, die diese Töne nicht ausstehen konnte und dabei eine nervöse Unruhe empfand, ähnlich dem Gefühle, das durch ein heftiges Gewitter erregt wird: sie wußte nicht, war es ihr furchtbar, war es ihr nur unangenehm. Es schien ihr immer, als ob gerade in diesem Augenblick die Stimmen lauter und lebhafter wurden und irgend etwas sich zutrug. »Als ob man nicht alles still und friedlich machen könnte,

ohne Streit und ohne Schreien« – dachte sie, »auf christliche, bruderliebende und sanfte Weise!«

Viele Stimmen sprachen plötzlich auf einmal, aber lauter als alle schrie Fjedor Rjesun, der Tischler. Er war von den »Zweisöhnigen« und fiel über die Dutloffs her. Der alte Dutloff verteidigte sich; er war aus dem Haufen herausgetreten, in dem er anfangs gestanden hatte, und keuchend, weit mit den Händen ausfahrend und sein Bärtchen streichend, näselte er so häufig, daß es ihm selber schwer geworden wäre, zu verstehen, was er sprach. Seine Kinder und sein Neffe, ein forscher Kerl neben dem anderen, standen hinter ihm und drängten sich dort, und der alte Dutloff erinnerte an den Muttervogel, wenn man ›Habicht‹ spielt. Der Habicht war Rjesun, und nicht er allein, vielmehr alle Zweisöhnigen und alle Alleinstehenden, fast die ganze Bauernversammlung griff Dutloff an. Die Sache war die, daß Dutloffs Bruder vor dreißig Jahren unter die Soldaten gesteckt worden war, und deshalb

wollte er nicht an der Reihe sein mit den »Dreisöhnigen«; er wollte vielmehr, daß man den Dienst seines Bruders berücksichtige und ihn mit den »Zweisöhnigen« das Los ziehen lasse, und schon von denen den dritten Rekruten nehme. »Dreisöhnige« gab es noch vier außer dem Dutloff; einer davon war Ältester, und ihn hatte die Gnädige befreit; aus einer anderen Familie war bei der vorigen Aushebung ein Rekrut gestellt worden; von den beiden übrigen waren zwei gewählt worden, und einer von ihnen war sogar nicht einmal mehr auf die Versammlung gekommen; nur sein Weib stand kummervoll hinter allen, in dumpfer Erwartung, das Rad werde sich irgendwie zu ihrem Glücke wenden; der andere aber von den zwei Auserwählten, der rothaarige Roman, stand, obgleich er nicht arm war, im zerrissenen Rock bei der Eingangstreppe und lehnte sich an die Wand; er hielt den Kopf gesenkt und schwieg die ganze Zeit über. Nur bisweilen blickte er aufmerksam auf den, der gerade lauter sprach, und senkte dann wiederum den Kopf. Es wehte

nur so von Unglück von seiner ganzen Gestalt. Der alte Dutloff war ein Mann, dem jeder, der ihn auch nur ein wenig kannte, Hunderte und Tausende Rubel zur Aufbewahrung gegeben hätte. Er war gemessenen Wesens, gottesfürchtig, vermögend, zudem war er Kirchenältester. Um so auffallender war die Erregung, in der er sich eben befand.

Rjesun, der Tischler, war dagegen hochgewachsen, schwarzhaarig, händelsüchtig, ein Trinker, kühn und besonders gewandt im Streiten und Verhandeln auf Versammlungen und auf Märkten mit Arbeitern, Kaufleuten, Bauern oder Herrschaften. Eben jetzt war er ruhig und giftig, und von der ganzen Höhe seines Wuchses, mit der ganzen Kraft seiner klangvollen Stimme und seines Rednertalents bedrängte er den keuchenden Kirchenältesten, der völlig seine gewohnte ruhige Würde verloren hatte. Teilhaber am Streite waren der noch rundgesichtige, jugendliche, stämmige Garas'ka Kopüloff mit seinem viereckigen Kopf und seinem

Krausbart, einer von den Rednern der auf den Rjesun folgenden, jüngeren Generation, der sich stets durch Heftigkeit seiner Rede auszeichnete und sich bereits Ansehen auf der Versammlung errungen hatte. Sodann Fjedor Melnitschny, ein gelber, hagerer, langer, gebeugter Bauer, gleichfalls noch jung, mit spärlichen Haaren am Kinn und mit kleinen Äuglein, der immer gallig, finster, in allen die schlechte Seite sah und schon häufig die Bauernversammlung überrascht hatte durch seine unerwarteten, knappen Fragen und Bemerkungen. Diese beiden Redner waren auf Seiten des Rjesun. Außerdem mischten sich noch bisweilen zwei Schwätzer ein: der eine mit gutmütigstem Gesicht und breitem, rotem Bart, Chrapkoff, der immer sagte: »Du, mein lieber Freund«, und ein anderer, kleiner, mit einer Vogelschnute, Schidkoff, der gleichfalls zu allem hinzufügte: »Es kommt so heraus, mein Brüderchen«, indem er sich an alle wandte und fließend »weder zum Dorf noch zur Stadt« sprach. Beide waren bald für diesen, bald für jenen, aber niemand hörte ihnen zu. Es gab auch

noch mehr ebensolche; diese beiden trippelten aber zwischen dem Volke umher, schrien mehr als alle, wobei sie die Herrin erschreckten, wurden weniger als alle anderen angehört, und berauscht vom Lärm und Schreien, ergaben sie sich völlig dem Vergnügen, ihre Zunge spazieren zu führen. Es gab noch viele verschiedenartige Charaktere unter den Versammlungsgenossen, es gab finstere, wohlstanstädtige, gleichgültige, niedergedrückte; auch Weiber standen hinter den Bauern mit den Stecken Aus denen die Lose geschnitten werden. Anm. des Übersetzers.; aber von dem allem will ich, so Gott will, ein andermal erzählen. Der große Haufen setzte sich indes im allgemeinen aus Bauern zusammen, die auf der Versammlung wie in der Kirche standen und im Hintergrunde flüsternd über ihre häuslichen Angelegenheiten sprachen, darüber, wie man im Wald Fällungen vornehmen soll, oder die schweigend erwarteten, ob man wohl bald aufhören werde zu lärmten. Aber dann gab es auch noch Reiche, denen die

Bauernversammlung weder etwas nehmen noch zu ihrem Wohlstande dazugeben konnte. Ein solcher war Jermil mit seinem breiten, glänzenden Gesicht, den die Bauern »Schmerbauch« nannten, weil er reich war. Ein solcher war auch noch Starostin, auf dessen Gesicht der selbstzufriedene Ausdruck der Macht lag: »Was ihr«, so sollte das heißen, »auch da nicht alles sagt, mich wird gleichwohl niemand anrühren. Vier Söhne habe ich, ja, und davon wird man keinen abgeben.« Bisweilen hänselten sie die Freidenker, wie Kopüloff und Rjesun, und sie antworteten dann auch, aber ruhig und fest, in dem Bewußtsein ihrer Unverletzlichkeit. Wenn Dutloff der Vogelmutter glich im Habichtspiel, so erinnerten seine Burschen durchaus nicht an ihre Jungen: sie flatterten nicht umher, sie piepten nicht, standen vielmehr ruhig hinter ihm. Der Älteste, Ignatz, war schon dreißig Jahre alt; der zweite, Wassily, war gleichfalls verheiratet, aber untauglich zum Rekruten; der dritte, Iljuschka, sein Neffe, der eben erst geheiratet hatte, war weiß, rotbackig, im

schmucken Schafpelz (er fuhr als Fuhrmann), stand da, schaute auf das Volk und kratzte sich bisweilen im Nacken unter dem Hut, als ob ihn die ganze Sache gar nichts angehe; ihn aber wollten gerade die Habichte entreißen.

»Weil mein Großvater unter den Soldaten war,« – sprach einer – »so werde auch ich mich weigern, das Los zu ziehen! Ein solches Gesetz, Bruder, gibt es gar nicht. Bei der letzten Aushebung wählte man den Micheitscheff; sein Großvater ist aber noch gar nicht nach Hause zurückgekehrt.«

»Bei dir hat weder Vater noch Onkel dem Zaren gedient,« – sprach im selben Augenblick Dutloff – »ja, auch du hast weder der Herrschaft noch der Gemeinde gedient, nur geschlemmt hast du, ja, und deine Kinder haben sich von dir ihr Land austeilen lassen; weil man mit dir nicht leben kann, so weist du auf andere hin; ich aber ging zehn Jahre als Aufseher, war Ältester, brannte zweimal ab, und mir half niemand; dafür aber, daß es bei uns auf dem

Hofe friedlich und ehrenhaft hergeht, dafür soll man auch mich zugrunde richten? Gebt mir doch meinen Bruder zurück! Er ist wohl dort auch gestorben! Urteilt nach Recht, nach göttlichem Recht, rechtgläubige Versammlung, nicht aber so, daß man das anhört, was ein Trunkenbold lügt.«

Zu ganz derselben Zeit sprach Gerasim zu Dutloff: »Du weist auf deinen Bruder hin; ihn hat man aber nicht durch die Bauernversammlung unter die Soldaten gesteckt, vielmehr wegen seiner Haltlosigkeit haben ihn die Herrschaften abgegeben. So kann er dir nicht zur Ausflucht dienen.«

Noch hatte Gerasim nicht zu Ende gesprochen, als der gelbe und lange Fjedor Melnitschny finster begann, indem er vortrat: »Das ist es, meine Herrschaften, man gibt ab, wen man sich gerade ausdenkt, und danach soll dann die Versammlung alles in Ordnung bringen. Sie hat deinen Sohn zu gehen bestimmt, du

willst das aber nicht; so bitte doch die Gnädige, sie wird vielleicht mir befehlen – einem Alleinstehenden – von meinen Kindern weg zu den Soldaten zu gehen. Das ist es denn auch, was man Gesetz nennt,« – sprach er giftig, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und trat wieder auf seinen früheren Platz.

Der rothaarige Roman, von dem ein Sohn zum Soldaten bestimmt worden war, erhob den Kopf und murmelte: »Ja, so ist es auch!« und er setzte sich sogar aus Gram auf die Stufe der Eingangstreppe.

Das waren indes noch nicht alle Stimmen, die auf einmal gesprochen hatten. Außer denen, die hintenstehend über ihre eigenen Angelegenheiten plauderten, vergaßen aber auch die Schwätzer nicht ihre Pflicht.

»Genau so ist es auch, rechtgläubige Versammlung,« sprach der kleine Schidkoff, indem er die Worte Dutloffs wiederholte; »man muß auf christliche

Weise richten. Auf christliche Weise, heißt das, mein Brüderchen, muß man richten!«

»Man muß seinem Gewissen nach richten, du, mein lieber Freund,« sprach der gutmütige Chrapkoff, indem er die Worte Kopüloffs wiederholte und den Dutloff am Mantel zog. – »Es war also der Wille der Herrschaft, nicht aber Entscheidung der Versammlung.«

»Wahr gesprochen! So ist es auch!« sprachen andere.

»Wer lügt da betrunken?« entgegnete Rjesun. – »Hast du mich etwa betrunken gemacht, oder wird dein Sohn, den man auf der Straße aufliest, mir einen Vorwurf machen, daß ich Schnaps trinke? Wie denn, Brüderchen, man muß einen Entschluß fassen. Wenn ihr den Dutloff begnadigen wollt, auch wenn ihr die ›Zweisöhnigen‹ bestimmt, ja selbst die Alleinstehenden, so wird er doch über uns lachen.«

»Dutloff soll gehen! Was ist da zu sagen!«

»Bekannte Sache! Die ›Dreisöhnigen‹ müssen zuerst das Los nehmen,« sprachen andere Stimmen.

»Hört erst, was die Herrin befiehlt. Jegor Michailowitsch sagte so etwas, als wolle man Hofdiener als Rekruten aufstellen,« sprach irgend jemands Stimme.

Diese Bemerkung hielt den Streit ein wenig zurück; bald entbrannte er aber von neuem und ging wieder auf Persönlichkeiten über.

Ignatz, von dem Rjesun gesagt hatte, man habe ihn auf dem Wege aufgelesen, begann dem Rjesun zu beweisen, er habe bei durchziehenden Zimmerleuten eine Säge gestohlen und betrunken sein Weib fast totgeschlagen.

Rjesun antwortete, er schlage sein Weib sowohl nüchtern wie betrunken und niemals genug, und brachte damit alle zum Lachen. Wegen der Säge ward er aber plötzlich böse, trat näher an Ignatz heran und begann zu fragen: »Wer stahl?«

»Du stahlst,« antwortete kühn der kräftige Ignatz, indem er noch näher zu ihm hintrat.

»Wer stahl? Bist du das nicht gewesen?« schrie Rjesun.

»Nein, du!« schrie Ignatz.

Nach der Säge kam die Rede auf ein gestohlenes Pferd, auf einen Sack mit Hafer, auf irgendein Streifchen Ackerland, auf irgendeinen toten Körper. Und so furchtbare Dinge warfen einander beide Bauern vor, daß, wenn auch nur der hundertste Teil davon wahr gewesen wäre, man sie nach dem Gesetze sogleich nach Sibirien hätte schicken müssen, wenigstens zur Ansiedlung.

Dutloff wählte währenddessen eine andere Art der Verteidigung. Ihm mißfiel das Schreien des Sohnes; er gebot ihm halt und sprach: »Das ist Sünde! Hör' auf, sagt man dir!« Er selber aber fing an darzulegen, daß »Dreisöhnige« nicht nur die seien, bei denen drei Söhne im Hause wohnten,

vielmehr auch die, die ihr Land ausgeteilt hätten. Und er wies noch einmal auf den Starostin hin.

Starostin lächelte nur vor sich hin, räusperte sich, strich seinen Bart mit der Miene eines reichen Bauern und antwortete dann, daß dies der Wille der Herrschaft zu entscheiden habe. Es müsse wohl sein, sein Sohn habe es so verdient, wenn befohlen sei, ihn zu übergehen.

Hinsichtlich der Familien, die ihr Land ausgeteilt hatten, widerlegte Gerasim gleichfalls die Ausführungen Dutloffs, indem er bemerkte, man hätte nicht erlauben sollen, die Wirtschaft unter die Söhne zu verteilen, wie das so beim alten Herrn gewesen sei; wenn aber der Sommer vorüber sei, ginge man nicht mehr Himbeeren suchen, jetzt werde man nicht damit beginnen, Einsöhnige zu den Soldaten zu geben.

»Haben sie denn aus Übermut ihre Wirtschaft verteilt? Wozu soll man sie denn

jetzt endgültig zugrunde richten?« – vernahm man die Stimmen derer, die ihre Wirtschaft geteilt hatten, und die Schwätzer schlossen sich ihnen an.

»Kauf' dir doch einen Rekruten, wenn es dir so nicht paßt.

Du wirst dich schon wieder erholen!« sprach Rjesun zum Dutloff.

Dutloff schlug verzweifelt den Kaftan zusammen und trat hinter die anderen Bauern.

»Du hast mein Geld gezählt, man sieht es,« murmelte er grimmig. – »Was wird jetzt noch Jegor Michailowitsch von der Gnädigen erzählen?«

VI

Tatsächlich trat gerade um diese Zeit Jegor Michailowitsch aus dem Hause. Ein Hut nach dem anderen erhob sich über den Köpfen, und in dem Maße, wie der Verwalter näher trat, entblößten sich einer nach dem anderen, kahle, von der Mitte und von vorn ergraute, halbgraue, rothaarige, schwarze und rotbraune Köpfe, und ganz allmählich wurden die Stimmen leiser und verstummten endlich völlig. Jegor Michailowitsch stand auf der Eingangstreppe des Kontors und gab zu verstehen, daß er sprechen wolle. Jegor Michailowitsch in seinem langen Rock, die Hände ungeschickt in die Vordertaschen gesteckt, mit einer nach vorn gerückten Schildmütze, als er so forscht gespreizten Beinen auf der Erhöhung stand, gebietend über diese erhobenen und auf ihn gerichteten, größtenteils nicht alten und größtenteils hübschen, bärtigen Häupter,

hatte ein durchaus anderes Aussehen als vor der Gnädigen. Er war einfach majestatisch.

»Da habt ihr, Burschen, die Entscheidung der Herrin: Hofdiener abzugeben, ist ihr nicht gefällig; wen ihr aber aus euch selber bestimmen werdet, der soll auch gehen. Heute brauchen wir drei. Eigentlich zwei und halb, ja, die eine Hälfte wird vorausgehen. Einerlei: wenn nicht heute, so ein andermal.«

»Das ist bekannt! Das ist eine Sache!« sprachen einzelne Stimmen.

»Meiner Ansicht nach«, fuhr Jegor Michailowitsch fort – »ist es an Choroschkin und Mitjuchin Waska zu gehen – das hat schon Gott selber so befohlen.«

»Genau so ist es! Richtig!« – ertönten Rufe.

»Der dritte muß entweder Dutloff oder einer von den Zweisöhnigen sein. Was werdet ihr sagen?«

»Dutloff,« – sprachen Stimmen – »die Dutloffs sind Dreisöhnige.«

Und wiederum begann nach und nach das Schreien, und wiederum ging die Sache bis zu Streifchen Ackerland und bis zu irgendwelchen vom Herrenhof gestohlenen Spindeln. Jegor Michailowitsch hatte bereits zwanzig Jahre das Gut verwaltet und war ein gescheiter und erfahrener Mann. Er stand da, hörte etwa eine Viertelstunde zu und befahl plötzlich, zu schweigen, den Dutloffs aber auszulosen, wen von den dreien es treffe. Man schnitt Lose, Chrapkoff fuhr mit der Hand in den Hut, in dem man die Lose schüttelte, und zog das Los des Iljuschka heraus. Alle verstummten.

»Meines etwa? Zeig' her« – sprach Ilja mit stockender Stimme.

Alle schwiegen. Jegor Michailowitsch befahl, zum morgigen Tage die Rekrutengelder zu bringen, sieben Kopeken vom Bodenteil; dann erklärte er, alles sei

beendet, und entließ die Versammlung. Der Haufe setzte sich in Bewegung, ihre Mützen setzten die Bauern erst auf, als sie um die Ecke herum waren, und ihr Sprechen und ihre Schritte hallten lange noch nach. Der Verwalter stand an der Eingangstreppe und schaute den Weggehenden nach. Als die Dutloffsche Jungmannschaft um die Ecke bog, rief er den Greis, der selber stehengeblieben war, zu sich und ging mit ihm ins Kontor.

»Leid ist es mir um dich, alter Mann,« sprach Jegor Michailowitsch, indem er sich auf den Sessel vor dem Tisch setzte. – »An dir ist die Reihe. Wirst du für den Neffen einen Ersatzmann kaufen oder nicht?«

Ohne zu antworten, schaute der Greis bedeutsam auf Jegor Michailowitsch.

»Du entgehst dem nicht,« antwortete Jegor Michailowitsch auf seinen Blick.

»Gern hätten wir gekauft, ja, es ist aber nichts da, wofür, Jegor Michailowitsch.

Zwei Pferden hat man in einem Sommer die Haut abgezogen. Ich verheiratete den Neffen. Es ist schon zu sehen, unser Schicksal ist deshalb ein solches, weil wir ehrlich leben. Er hat gut reden.« (Er meinte den Rjesun.)

Jegor Michailowitsch wischte mit der Hand sein Gesicht ab und gähnte.
Augenscheinlich war es ihm schon langweilig geworden; auch war es Zeit, Tee zu trinken.

»Ach, Alter, sündige nicht!« sprach er;
»suche lieber einmal unter dem Fußboden nach. Du wirst dann wohl alte Rubelchen vier Hundertchen finden. Ich werde dir einen solchen Freiwilligen kaufen, daß es nur so ein Wunder ist. Unlängst meldete sich einer.«

»Im Gouvernement?« fragte Dutloff,
worunter er die Stadt verstand.

»Wie denn, wirst du kaufen?«

»Wie gerne tät' ich es, ja, hier vor Gott,
ja ...«

Jegor Michailowitsch unterbrach ihn streng:
»Nun, so höre mich an, alter Mann: damit
Iljuschka sich nicht irgend etwas antue,
werde ich heute oder morgen schicken, um
ihn sogleich wegzuführen. Du wirst ihn
hinbringen, du verantwortest es auch, und
wenn, Gott bewahre, mit ihm etwas
vorkommt, so werde ich deinen ältesten
Sohn scheren lassen (unter die Rekruten
stecken), hörst du?«

»Ja, kann man denn nicht die
Zweisöhnigen, Jegor Michailowitsch, es ist
doch kränkend,« sprach Dutloff nach
einigem Schweigen. – »Wie mein Bruder
unter den Soldaten gestorben ist, so nimmt
man mir auch noch den Sohn. Wofür mußte
denn nur auf mich ein solches Los fallen?«
murmelte er fast weinend und fast bereit,
dem Verwalter zu Füßen zu fallen.

»Nun geh' nur, geh' nur,« sprach Jegor
Michailowitsch; »da ist nichts zu machen,

so ist nun einmal die Ordnung. Auf den
Iljuschka gib acht; du trägst die
Verantwortung.«

Dutloff ging nach Hause, indem er
nachdenklich über den holprigen Weg mit
seinem Lindenstock klopfte.

VII

Am anderen Tag, früh am Morgen, stand vor der Eingangstreppe des Hofflügels ein zur Fahrt bereites Wägelchen, in dem auch der Verwalter zu fahren pflegte, mit einem breitknochigen, braunen Wallach davor, der aus irgendeinem Grunde »Baraban« (Trommel) hieß. Anjutka, die älteste Tochter des Polikei, stand trotz des mit Schnee gemischten Regens und des kalten Windes barfuß vor dem Kopfe des Wallachs, so weit als möglich entfernt, in sichtlicher Angst, indem sie ihn mit einer Hand am Zügel hielt und mit der anderen auf ihrem Kopfe die gelbbraune Jacke festhielt, die in der Familie die Rolle einer Bettdecke, eines Pelzes, eines Häubchens, eines Teppichs, eines Mantels für den Polikei und noch viele andere Rollen erfüllte. Im »Winkel« ging es drüber und drunter. Es war noch dunkel; kaum merklich drang das Morgenlicht des Regentages durch das Fenster, das an

einzelnen Stellen mit Papier verklebt war. Akulina hatte für einige Zeit das Kochen auf dem Ofen und die Kinder vergessen, von denen die Kleinen noch nicht aufgestanden waren und froren, da ihre Decke zum Anziehen genommen und ihnen statt ihrer das Kopftuch der Mutter gegeben worden war. Akulina war damit beschäftigt, ihren Gatten für den Weg zurechtzumachen. Er hatte ein reines Hemd angezogen. Seine Stiefel, die, wie man sagt, »um Grütze baten«, bereiteten ihr besondere Sorge. Erstens einmal hatte sie sich die dicken, wollenen, einzigen Strümpfe ausgezogen und sie dem Gatten gegeben; zweitens aber hatte sie aus einer Schweißdecke, die im Stall »schlecht gelegen« und die Iljitsch vor zwei Tagen nach Hause mitgebracht hatte, mit großer List Filzsohlen gemacht, welche die Löcher ausfüllten und die Füße des Iljitsch vor Feuchtigkeit schützten. Ilja selber, mit den Füßen auf dem Bett sitzend, war damit beschäftigt, seinen Gürtel so zu drehen, daß er nicht das Aussehen eines schmutzigen Strickes habe. Das lispelnde, zornige kleine Mädchen war im Pelz, der

ihm über den Kopf angezogen war, aber es gleichwohl am Gehen hinderte, zu Nikita geschickt worden, um einen Hut auszubitten. Den Tumult vermehrten noch die Hofleibeigenen, die gekommen waren, den Iljitsch zu bitten, für sie in der Stadt einzukaufen – diesem Nadeln, jenem ein Teechen, dem Baumöl, jenem Tabak, und Zucker der Tischlersfrau, die es schon fertiggebracht hatte, den Samowar aufzustellen und, um Iljitsch gütig zu stimmen, ihm in einem Krügelchen ein Getränk gebracht hatte, das sie Tee nannte. Wenn auch Nikita seinen Hut nicht hergab und es nötig war, den eigenen in Ordnung zu bringen, das heißt, die aus ihm herausgetretene und heraushängende Watte wieder hineinzustecken und mit der Tierarztnadel das Loch zuzunähen, wenn auch die Stiefel mit den Filzsohlen aus der Schweißdecke anfangs nicht auf die Füße gingen, wenn auch Anjutka durchfror und den Baraban fast losgelassen hätte, und Maschka im Pelz an ihre Stelle trat, und schließlich Maschka den Pelz ausziehen mußte, und Akulina selber den Baraban zu

halten ging – endete das alles damit, daß Iljitsch gleichwohl alle Kleiderstücke seiner Familie anzog und nur die Jacke und die Pantoffeln zurückließ, sich zurechtmachte und auf den Wagen setzte, seinen Rock zusammenschlug, das Heu zurechtrückte, noch einmal den Rock zusammenschlug, die Zügel ordnete, noch einmal fester seinen Rock zusammenschlug, wie das sehr würdige Leute machen, und losfuhr.

Sein Bübchen Mischka war zur Eingangstreppe herausgelaufen und bat, man möchte ihn spazierenfahren lassen. Die lispelnde Maschka begann gleichfalls zu bitten, man möchte sie spazierenfahren, und es sei ihr auch ohne Pelz warm; Polikei hielt den Baraban an und lächelte mit seinem schwachen Lächeln; Akulina setzte die Kinder zu ihm, beugte sich zu ihm hin und flüsterte ihm zu, er solle sich an den Eid erinnern und unterwegs gar nichts trinken. Polikei fuhr die Kinder bis zur Schmiede, ließ sie aussteigen, deckte sich wieder warm zu, rückte wiederum seine Mütze zurecht und fuhr allein in einem

kleinen, gemessenen Trab, wobei ihm beim Aufstoßen des Wagens die Backen zitterten und seine Füße auf den Boden des Wagens pochten. Maschka aber und Mischka flogen in einer solchen Schnelligkeit und mit so lautem Kreischen barfuß nach Hause den glatten Abhang hinab, daß ein Hund, der vom Dorf zum Hofflügel gelaufen war, plötzlich auf sie schaute, den Schwanz einzog und bellend nach Hause lief, wodurch sich das Gekreisch der Polikeischen Nachkommenschaft noch verzehnfachte.

Das Wetter war schlecht, der Wind schnitt ins Gesicht, es war bald Schnee, bald Regen, bald begannen einzelne Hagelkörner dem Iljitsch ins Gesicht und über die nackten Hände zu peitschen, die er mit den Zügeln unter dem Ärmel seines Rockes verborgen hielt, bald fegten sie über das Leder des Kumts und über den alten Kopf des Baraban, der die Ohren andrückte und mit den Augen blinzelte.

Dann hörte es plötzlich auf, und augenblicklich wurde es hell; klar erblickte man die bläulichen Schneewolken, und es war, als ob die Sonne durchzuschauen beginne, aber unentschlossen und unfroh, wie das Lächeln des Polikei selber.

Dessenungeachtet gab sich Iljitsch angenehmen Gedanken hin. Er, den man zur Ansiedlung verschicken wollte, dem man drohte, unter die Soldaten zu stecken, den nur der nicht schalt und nicht schlug, der zu faul dazu war, den man immer dahin stieß, wo es möglichst schlecht war – er fährt jetzt, eine Summe Geldes abzuholen, und zwar eine große Summe, und die Gnädige vertraut ihm, und er fährt im Wägelchen des Verwalters mit dem Baraban, mit dem die Gnädige selber fährt, er fährt wie irgendein Verwalter, mit ledernen Kumtriemen und Zügeln. Und Polikei richtete sich noch mehr auf, rückte die Watteflocken auf dem Hut zurecht und schlug seine Rockschöße noch mehr zusammen. Wenn übrigens Iljitsch glaubte, er sehe durchaus so aus wie ein reicher Verwalter, so irrte er. Das weiß freilich

jeder, daß auch Händler, die Zehntausende haben, im Wägelchen mit Ledergespann fahren; nur ist dies – das, aber doch nicht das. Es fährt da ein Mann mit einem Barte, in einem blauen oder schwarzen Kaftan, mit einem satten Pferd, allein sitzt er im Wagen drin; schau du nur hin, ob das Pferd satt ist, ob er selber satt ist, wie er sitzt, wie das Pferd angeschirrt, wie das Wägelchen beschient, wie er selber gegürtet ist, sogleich ist zu sehen, ob der Bauer da um Tausende oder um Hunderte handelt. Jeder Mann von Erfahrung, wenn er nur aus der Nähe auf den Polikei hinschaute, auf seine Hände, auf sein Gesicht, auf seinen erst unlängst stehengelassenen Bart, auf seinen Gurt, auf das irgendwie in den Wagenkasten geworfene Heu, auf den hageren Baraban, auf die ausgeriebenen Radschienen, hätte sofort erkannt, daß da ein kleines, leibeigenes Bäuerlein fährt, aber kein Kaufmann, kein Großhändler, kein Verwalter, ein Bäuerlein weder von tausend, noch von hundert, noch von zehn Rubeln. Iljitsch dachte aber nicht so; er täuschte sich und täuschte sich in

angenehmer Weise. Drei Halbtusende
werde er an seiner Brust mitbringen. Wenn
er will, wird er den Baraban statt nach
Hause nach Odest wenden, ja, und fahren,
wohin ihn Gott führen werde. Nur wird er
dies nicht tun, vielmehr das Geld getreulich
der Gnädigen zurückbringen und sagen, daß
er schon ganz anderes Geld gefahren habe.
Als sie an die Schenke gekommen waren,
begann Baraban den linken Zügel
anzuziehen, stehenzubleiben und
einzulenken. Polikei aber, ungeachtet
dessen, daß er Geld hatte, das ihm zum
Einkaufen gegeben worden war, schlug
dem Baraban mit der Knute über den
Rücken und fuhr vorbei. Ganz dasselbe tat
er auch bei einer andern Schenke, und
gegen Mittag stieg er vom Wagen herab,
öffnete das Tor des Kaufmannshauses, in
dem alle Leute der Gnädigen einzukehren
pflegten, führte das Wägelchen hinein,
spannte es aus, band das Pferd an der
Krippe fest, aß mit den Knechten des
Kaufmanns zu Mittag, ohne es zu
unterlassen, zu erzählen, in welcher
wichtigen Angelegenheit er gekommen sei,

und ging mit dem Brief in der Mütze zum Gärtner. Dieser, der den Polikei kannte, las den Brief und fragte mit sichtbarem Zweifel noch einmal, ob man gerade ihm das Geld zu holen befohlen habe. Iljitsch wollte böse werden, brachte es aber nicht fertig und lächelte nur mit dem ihm eigenen Lächeln. Der Gärtner las noch einmal den Brief und gab das Geld. Polikei steckte es an seinen Busen und kehrte ins Absteigequartier zurück. Weder die Bierbuden noch die Schnapsschenken verführten ihn. Er empfand eine angenehme Aufregung in seinem ganzen Wesen, und mehr wie einmal blieb er stehen bei den Verkaufsbuden mit verführerischen Waren: Stiefeln, Röcken, Mützen, Stoffen und Eßwaren. Und nachdem er ein wenig gestanden hatte, ging er wieder fort mit dem angenehmen Gefühl: alles kann ich kaufen, ja, aber ich tue es nicht. Er ging auf den Bazar, um einzukaufen, was ihm aufgetragen war, kaufte alles ein und handelte um einen Schafpelz, für den man fünfundzwanzig Rubel verlangte. Als der Verkäufer aus irgendeinem Grund sich den

Polikei ansah, glaubte er nicht, daß der imstande sei, zu kaufen; Polikei wies aber auf seine Brust, wobei er sagte, er könne die ganze Bude kaufen, wenn er wolle, und verlangte, den Pelz anzuprobieren; er zerknüllte ihn, fuhr mit der Hand über ihn her, blies auf dem Pelz, fing sogar an, nach ihm zu riechen, und zog ihn endlich mit einem Seufzer aus. »Der Preis paßt nicht. Wenn man ihn für fünfzehn Rubel abließe,« sprach er. Der Kaufmann warf wütend den Pelz über den Tisch; Polikei aber verließ die Bude und begab sich in heiterer Laune in sein Absteigequartier. Nachdem er zu Abend gegessen, den Baraban getränkt und ihm Hafer vorgelegt hatte, kroch er auf den Ofen, nahm das Kuvert heraus, betrachtete es lange und bat einen des Lesens kundigen Hausknecht, die Adresse zu lesen und die Worte: Einliegend tausendsechshundertsiebzehn Rubel in Assignaten. Das Kuvert war aus einfachem Papier gemacht, gestempelt war es mit braunem Siegellack und der Darstellung eines Ankers: ein großer Stempel in der Mitte, vier an den Rändern, von der Seite

war es mit Siegellack betröpfelt. Iljitsch beschaute dies alles, prägte es sich ein und suchte sogar die scharfen Kanten der Assignaten zu erfühlen. Er empfand ein ganz kindisches Vergnügen in dem Bewußtsein, so viel Geld in Händen zu haben. Er steckte das Kuvert ins Loch der Mütze, schob diese selber unter den Kopf und legte sich nieder, wachte aber in der Nacht mehrmals auf und fühlte, ob das Kuvert noch da sei. Und jedesmal, wenn er das Kuvert auf seinem Platze fand, empfand er das angenehme Gefühl des Bewußtseins, daß gerade er, Polikei, der mit Schmach Bedeckte, Erniedrigte, so viel Geld bringe und es richtig abliefern werde, so richtig, wie das nicht einmal der Verwalter selber tun würde.

VIII

Ungefähr um Mitternacht wurden die Knechte des Kaufmanns und Polikei geweckt durch ein Klopfen an das Tor und die Stimmen von Bauern. Das waren die Rekruten, die man aus Pokrowskoje brachte. Es waren zehn Mann: Chorjuschkin, Mitjuschkin und Ilja (der Neffe Dutloffs), zwei Ersatzleute, der Älteste, der alte Dutloff und die Begleitmannschaft. In der Stube brannte ein Nachtlicht; die Köchin schlief auf der Bank unter den Heiligenbildern. Sie sprang auf und begann ein Licht anzuzünden. Polikei erwachte gleichfalls, beugte sich vom Ofen herab und begann auf die eintretenden Bauern zu schauen. Alle traten ein, bekreuzigten sich und setzten sich auf die Bänke. Alle waren vollkommen ruhig, so daß es unmöglich war, zu erkennen, wen man zur Aushebung führe. Sie wünschten guten Abend, plauderten und baten, ihnen zu essen zu geben. Freilich, einige waren

schweigsam und betrübt; dafür waren aber die anderen außerordentlich heiter, augenscheinlich angetrunken. Unter ihnen auch Ilja, der bis dahin niemals getrunken hatte.

»Wie denn, Burschen, soll man zu Abend essen oder sich schlafen legen?« fragte der Dorfälteste.

»Zu Abend essen,« antwortete Ilja, der seinen Pelz zurückgeschlagen und sich auf die Bank gesetzt hatte. – »Laß Schnaps bringen.«

»Genug mit dem Schnaps,« antwortete der Dorfälteste flüchtig und wandte sich wiederum zu den anderen: »So eßt Brot, Burschen, wozu soll man das Volk wecken!«

»Gib Schnaps!« wiederholte Ilja, ohne irgendjemanden anzublicken, mit einer Stimme, die erkennen ließ, daß er nicht so bald ablassen werde.

Die Bauern folgten dem Rat des Dorfältesten, brachten aus ihren Wagen Brot, aßen, baten um Kwasch und legten sich dann nieder, die einen auf den Boden, die anderen auf den Ofen.

Ilja wiederholte immer wieder von Zeit zu Zeit: »Schnaps gib, ich sage doch, bring' Schnaps.« – Plötzlich erblickte er den Polikei: »Iljitsch, aber Iljitsch! Du bist hier, lieber Freund? Ich gehe ja zu den Soldaten, für immer nahm ich Abschied vom Mütterchen, von meiner Hausfrau ... Wie heulte sie! Zu den Soldaten hat man mich gesteckt! Spendiere Schnaps!«

»Ich hab' kein Geld,« antwortete Polikei. – »Gott wird noch geben, daß man dich untauglich findet,« fügte er tröstend hinzu.

»Nein, Bruder, wie eine Birke bin ich rein, keine Krankheit sah ich über mir. Wie sollte man mich da untauglich finden? Was für Soldaten sind denn dann dem Zaren nötig?«

Polikei begann die Geschichte zu erzählen,
wie ein Bauer dem »Dochtor« ein
Blauscheinchen Fünfrubelschein. gab und
dadurch freikam.

Ilja wandte sich zum Ofen hin und begann
zu plaudern.

»Nein, Iljitsch, jetzt ist alles aus; ich will
auch selber nicht bleiben. Der Onkel hat
mich unter die Soldaten gesteckt. Hätten
wir denn nicht für uns einen Ersatzmann
kaufen können? Nein, um den Sohn ist es
ihm leid, und um das Geld ist es ihm leid.
Mich aber gibt man ab ... Jetzt will ich
selber nicht.« (Er sprach leise, zutraulich,
unter dem Einfluß stillen Grames.) »Eines –
um das Mütterchen ist es mir leid; wie hat
sie sich gegrämt, die Liebe! Ja, auch um die
Hausfrau: so, um nichts und wieder nichts
hat man das Weib zugrunde gerichtet; jetzt
wird sie verkommen: eine Soldatenfrau, das
Wort sagt alles. Besser wäre es, einen
Burschen wie mich nicht zu verheiraten!
Morgen werden sie kommen.«

»Ja, warum hat man euch denn so früh hergebracht?« fragte Polikei; »vorher war gar nichts zu hören, und da auf einmal ...«

»Siehst du, sie fürchten, ich möchte mir irgend etwas antun,« antwortete Iljuschka lächelnd; »nur keine Furcht, ich werde gar nichts tun. Ich werde auch unter den Soldaten nicht zugrunde gehen, nur um das Mütterchen ist es mir leid ... Weshalb hat man mich verheiratet?« sprach er leise und traurig.

Die Türe öffnete sich, schlug fest zu, und der alte Dutloff trat ein, die Mütze abschüttelnd, in seinen Bastschuhen, die immer gewaltig groß waren, gerade als habe er Boote an den Füßen.

»Aphanassij,« sprach er, sich bekreuzigend, indem er sich an den Hausknecht wandte.
»Habt Ihr kein Laternchen, um Hafer einzuschütten?«

Dutloff schaute nicht auf den Ilja hin und begann ruhig das Lichtstümpfchen

anzuzünden; die Fausthandschuhe und die Peitsche hatte er in den Gürtel gesteckt, und sein Rock war sorgfältig gegürtet, als sei er eben mit einer Fuhre gekommen, so gewohnt, einfach friedlich und um sein Geschäft besorgt war der Ausdruck seines Arbeitergesichtes.

Als Ilja den Onkel erblickte, verstummte er, senkte wiederum finster die Augen irgendwohin auf die Bank und sprach, sich zum Dorfältesten wendend: »Gib Schnaps, Jermila, Schnaps will ich trinken!«

Seine Stimme war böse und finster.

»Was für einen Schnaps jetzt,« antwortete der Dorfälteste, indem er an seiner Tasse schlürfte. – »Du siehst doch, die Leute haben gegessen und sich hingelegt, was tobst du denn?«

Das Wort »toben« brachte Ilja augenscheinlich auf den Gedanken, zu toben.

»Ältester, es wird ein Unglück geben, wenn du mir nicht Schnaps gibst.«

»Wenn du ihn doch nur zur Vernunft brächtest,« wandte sich der Älteste an Dutloff, der bereits die Laterne angesteckt hatte, aber augenscheinlich stehengeblieben war, um zu hören, was daraus noch weiter werde, und verstohlen mit Mitleid auf den Neffen schaute, als sei er erstaunt über sein kindisches Benehmen.

Ilja, den Kopf gesenkt, sprach wiederum:
»Schnaps gib; ich werde ein Unheil anrichten.«

»Laß doch sein, Ilja,« sprach der Greis sanft; »wirklich hör' auf, es wird besser sein!«

Er hatte aber diese Worte noch nicht beendet, als Ilja aufsprang, mit der Faust ins Fenster schlug und aus aller Kraft schrie: »Ihr wollt nicht hören, da habt ihr es!« – und er stürzte zum anderen Fenster hin, um es ebenfalls einzuschlagen.

Iljitsch hatte sich in einem Augenblick zweimal umgedreht und in der Ecke des Ofens verkrochen, so daß sich alle Tarakane erschreckten. Der Älteste warf den Löffel weg und lief zum Ilja hin. Dutloff stellte augenblicklich die Laterne nieder, entgürte sich, schnalzte mit der Zunge, schüttelte den Kopf und trat zu Ilja, der sich mit dem Ältesten und dem Hausknecht balgte, die ihn nicht zum Fenster ließen. Sie faßten ihn an den Händen und hielten ihn, so schien es, fest; als aber Ilja seinen Onkel mit dem Gürtel in den Händen sah, verzehnfachten sich seine Kräfte, er riß sich los, und die Augen rollend, trat er mit geballter Faust auf Dutloff zu.

»Ich werde totschlagen, komm' mir nicht nahe, Barbar! Du hast mich zugrunde gerichtet, du, mit deinen Räubern von Söhnen, du hast mich zugrunde gerichtet! Weshalb habt ihr mich verheiratet? Komm' mir nicht nahe, ich werde dich totschlagen!«

Iljuschka war furchtbar. Sein Gesicht war rotbraun, seine Augen wußten nicht, wo sie sich hinrichten sollten, sein ganzer, junger, gesunder Körper zitterte wie im Fieber. Er wollte, so schien es, und konnte alle drei Bauern töten, die auf ihn eindrangen.

»Bruderblut trinkst du, Blutsauger!«

Etwas funkelte in dem ewig ruhigen Gesichte Dutloffs. Er tat einen Schritt voran: »Du wolltest nicht im guten,« murmelte er, und plötzlich – woher nahm er nur die Kraft? – erfaßte er mit rascher Bewegung den Neffen, wälzte sich mit ihm auf dem Boden und begann ihm mit Hilfe des Ältesten die Hände zusammenzubinden. Etwa fünf Minuten rangen sie; endlich erhob sich Dutloff mit Hilfe der Bauern, indem er die Hände des Ilja von seinem Pelz losriß, in dem sich dieser eingekrallt hatte, dann hob er den Ilja mit auf den Rücken gebundenen Händen auf und setzte ihn auf die Bank in die Ecke.

»Ich sagte dir, es werde schlechter sein,« sprach er, noch vom Kampfe keuchend und sich den Gürtel des Hemdes zurechtrückend. – »Wozu noch sündigen? Alle werden wir einmal sterben. Gib ihm einen Rock unter den Kopf,« fügte er, sich zum Hausknecht wendend, hinzu; »sonst wird ihm das Blut zu Kopf steigen,« und selber nahm er die Laterne, umgürte sich mit einer Kordel und ging wiederum zu den Pferden.

Ilja blickte mit zerrauftem Haar, mit bleichem Gesicht und hinaufgezogenem Hemde im Zimmer umher, als bemühe er sich, darauf zu kommen, wo er sich eigentlich befindet. Der Hausknecht sammelte die Glasscherben auf und steckte einen Schafpelz ins Fenster, damit es nicht ziehe. Der Älteste setzte sich wiederum hinter seine Tasse.

»Ach, Iljuschka, Iljuschka! Leid ist es mir um dich, wahrhaftig. Was soll man aber machen! Siehst du, Chorjuschkin da ist

gleichfalls verheiratet; augenscheinlich ist es schon so beschieden.«

»Durch den Bösewicht von Onkel gehe ich zugrunde,« wiederholte Ilja in trockenem Zorne. »Ihm ist es um das Seinige leid ... Das Mütterchen hat gesprochen, der Verwalter befahl, einen Rekruten zu kaufen. Er will nicht: er spricht, er hat nicht die Kraft dazu. Haben denn mein Bruder und ich wenig ins Haus gebracht? ... Ein Bösewicht ist er!«

Dutloff trat in die Hütte, betete nach dem Heiligenbilde zu, zog den Mantel aus und setzte sich zum Ältesten. Eine Magd gab ihm Kwas und einen Löffel. Ilja schwieg und lehnte sich mit geschlossenen Augen an den Rock. Der Älteste wies schweigend auf ihn hin und schüttelte den Kopf. Dutloff machte eine abwehrende Bewegung.

»Tut es mir denn nicht leid? Des leiblichen Bruders Sohn! Nicht genug damit, daß es mir leid ist, noch zu einem Bösewicht hat man mich vor ihm gemacht. Es setzte ihm

seine Hausfrau in den Kopf – ein schlaues Weibchen, nicht umsonst, daß sie jung ist –, daß wir so viel Geld haben, daß wir einen Rekruten kaufen können. Und da stichelt er mich denn. Aber wie leid ist es mir um den Burschen!«

»Ach, der Bursche ist gut!« sprach der Älteste.

»Ja, aber ich werde mit ihm nicht fertig. Morgen werde ich den Ignatz schicken, auch wollte seine Hausfrau kommen.«

»Schicke nur, es ist gut,« sprach der Älteste, stand auf und kroch auf den Ofen.
»Was ist denn Geld? Geld ist Staub!«

»Wäre Geld da, wem würde es leid sein darum?« sprach der Kaufmannsknecht, indem er den Kopf erhob.

»Ach, das Geld, das Geld! Viel Sünde kommt von ihm,« ließ sich Dutloff vernehmen. – »Durch nichts auf der Welt

kommt so viel Sünde wie durch das Geld; auch in der Schrift ist es gesagt.«

»Alles ist gesagt,« wiederholte der Hausknecht. »Einstmals erzählte mir jemand: Es war da ein Kaufmann, der hatte viel Geld angesammelt und wollte nichts zurücklassen; so liebte er sein Geld, daß er es mit ins Grab nahm. Als es mit ihm zu Ende ging, befahl er, nur ein kleines Kissen ihm in den Sarg zu legen. Man erriet es nicht. So tat man auch. Dann begannen die Söhne, nach Geld zu suchen: gar nichts ist da. Es erriet einer der Söhne, daß das Geld wohl in jenem Kissen sein müsse. Bis zum Zaren kam die Sache, er erlaubte, auszugraben. Wie glaubst du wohl? Man öffnete, im Kissen ist gar nichts, aber voll von Schlangen ist der Sarg. So hat man ihn denn wieder eingegraben. Das ist es, wozu einen das Geld bringt.«

»Es ist bekannt, viel Sünde,« sprach Dutloff, stand auf und begann zu Gott zu beten.

Darauf schaute er auf den Neffen. Der schlief. Dutloff trat heran, machte ihm den Gürtel los und legte sich nieder. Der andere Bauer ging zu den Pferden schlafen.

IX

Als alles verstummt war, kroch Polikei, gerade als sei er schuldig, leise herunter und begann sich zurechtzumachen. Aus irgendeinem Grunde war es ihm unheimlich, hier mit den Rekruten zu übernachten. Die Hähne krähten bereits häufiger. Baraban hatte allen seinen Hafer gefressen und riß an der Kordel nach dem Tränktrog zu. Iljitsch spannte ihn an und führte ihn an den Bauernfuhren vorbei. Die Mütze mit ihrem Inhalt war unversehrt, und die Räder des Wägelchens rasselten wiederum auf dem gefrorenen Wege nach Pokrowskoje zu. Dem Polikei ward es erst dann leichter, als er die Stadt hinter sich hatte. Bis dahin schien es ihm immer aus irgendeinem Grunde, als ob hinter ihm her Verfolger zu hören seien, man ihn anhalten, ja und ihm an Stelle des Ilja die Hände auf den Rücken binden und ihn morgen zur Aushebung führen werde. War es aus Kälte, war es aus Furcht, Frost lief ihm über den

Rücken, und er trieb und trieb den Baraban an. Der erste Mensch, der ihm begegnete, war ein Pope in einer hohen Wintermütze mit einem einäugigen Knecht. Noch unheimlicher ward es da dem Polikei. Hinter der Stadt schwand aber diese Furcht allmählich. Baraban ging im Schritt, der Weg geradeaus war etwas übersichtlicher; Iljitsch nahm die Mütze ab und fühlte das Geld. »Soll ich es nicht in den Busen stecken?« dachte er. »Man muß sich dazu entgürten. Lieber will ich dort unter der Anhöhe anhalten; da werde ich vom Wagen herabsteigen und mich zurechtmachen. Die Mütze ist von oben festgenäht, unten aber aus dem Futter wird es nicht herausspringen. Auch werde ich die Mütze nicht abnehmen, bis ich zu Hause bin.« Als er bei der Anhöhe angelangt war, sprang Baraban aus eigenem Antrieb im Trab den Berg hinauf, und Polikei, der ebenso wie Baraban möglichst rasch nach Hause wollte, hinderte ihn nicht. Alles war in Ordnung, wenigstens schien es ihm so, und er überließ sich Träumereien über den Dank der Herrin, über die fünf Rubel, die sie ihm

geben werde, und die Freude der Seinen. Er nahm die Mütze ab, fühlte noch einmal den Brief, stülpte sich die Mütze tiefer in die Stirn und lächelte. Der Plüscht auf der Mütze war aber faul, und gerade weil am Tage vorher Akulina ihn sorgfältig an der durchrisse Stelle genäht hatte, war er am anderen Ende auseinandergegangen, und gerade die Bewegung, mit der Polikei, als er in der Finsternis die Mütze abgenommen hatte, den Geldbrief tiefer unter das Futter hineinzuschieben gedachte, gerade diese Bewegung hatte die Mütze aufgeschlitzt und das Kuvert mit einer Ecke aus dem Plüscht herausgedrängt.

Es begann hell zu werden, und Polikei, der die ganze Nacht über nicht geschlafen hatte, schlief ein. Nachdem er die Mütze in die Augen gedrückt und damit den Brief noch mehr herausgedrängt hatte, begann Polikei im Einschlummern mit dem Kopf an die Seitenstangen des Wagens zu stoßen. Er erwachte in der Nähe seines Hauses. Seine erste Bewegung war, sich nach der Mütze zu fassen, sie saß fest auf seinem

Kopfe; so nahm er sie denn auch nickt ab, überzeugt, das Kuvert sei drinnen. Er trieb den Baraban an, rückte das Heu zurecht, nahm wiederum die Miene eines Verwalters an, und gewichtig um sich schauend, ließ er sich dem Hause zu rütteln.

Da ist die Küche, da ist der Flügel, da trägt die Tischlersfrau Leinwand, da ist das Kontor, da ist das Haus der Herrin, in dem Polikei sogleich beweisen wird, daß er ein treuer und ehrenhafter Mensch ist, daß »man schlecht reden sozusagen über einen jeden kann«, und die Gnädige wird sagen: »Nun, danke, Polikei, da hast du drei«, vielleicht aber auch fünf, vielleicht aber sogar zehn Rubel, und sie wird befehlen, ihm eine Tasse Tee zu bringen, vielleicht aber auch ein Schnäpschen. Bei der Kälte käme das nicht ungelegen. Für zehn Rubel werden wir sowohl bummeln am Feiertag und Stiefel kaufen, als auch dem Nikita, so soll es auch sein, viereinhalb abgeben, denn der hat schon begonnen, uns allzusehr zuzusetzen ... Etwa hundert Schritte vor dem Hause holte Polikei noch einmal mit

der Peitsche aus, rückte den Gürtel und das Halstuch zurecht, nahm die Mütze ab, ordnete sich die Haare und steckte ohne Hast die Hand unter das Futter. Die Hand bewegte sich in der Mütze, rascher, noch rascher; die andere steckte sich auch dahin, das Gesicht ward bleicher und bleicher; eine Hand war durch das Futter hindurch wieder zum Vorschein gekommen. Polikei sprang auf die Knie, hielt das Pferd an und begann den Wagen zu durchsuchen, das Heu, die Einkäufe, seinen Brustplatz, seine Hose: das Geld war nirgends.

»Mein Gott! Ja, was ist denn das? Ja, was wird denn daraus werden!« heulte er los, indem er sich in die Haare griff.

Aber da erinnerte er sich denn auch, daß man ihn sehen könne, wendete den Baraban um, drückte die Mütze in die Stirn und jagte den erstaunten und unzufriedenen Baraban den Weg zurück.

»Ich kann es nicht ausstehen, mit dem Polikei zu fahren,« mußte wohl Baraban

denken. »Einmal im Leben hat er mich zur Zeit gefüttert und getränkt, und nur deshalb, um mich so unangenehm zu betrügen. Wie habe ich mich bemüht, nach Hause zu laufen. Ich ermüdete schon; als es aber eben erst nach unserem Heu zu riechen begann, da jagt er mich auch wieder zurück.«

»Du Teufelsmähre!« schrie unter Tränen Polikei, indem er sich im Wagen erhob und dem Baraban mit dem Zügel das Maul riß.

X

Diesen ganzen Tag hatte niemand in Pokrowskoje den Polikei gesehen. Die Herrin hatte nach dem Mittagessen einige Male gefragt, und Aksjutka war zu Akulina geflogen. Akulina sagte aber, er sei nicht gekommen, wahrscheinlich habe ihn der Kaufmann aufgehalten, oder es sei etwas mit dem Pferd vorgefallen. »Ist das Pferd nicht etwa lahm geworden?« sprach sie; »das vorige Mal ist da Maksim einen ganzen Tag gefahren, den ganzen Weg ging er zu Fuß!« Und Aksjutka richtete ihre Perpendikel wiederum dem Hause zu. Akulina aber dachte sich Ursachen für die Verzögerung ihres Mannes aus und bemühte sich, sich zu beruhigen; es gelang ihr aber nicht. Ihr lag es schwer auf dem Herzen, und keine Arbeit zum morgigen Feiertag wollte ihr von der Hand gehen. Um so mehr quälte sie sich, als die Tischlersfrau versicherte, sie selber habe gesehen: Ein Mensch, genau so wie Iljitsch,

sei zum »Preschpekt« angefahren gekommen und dann umgekehrt. Auch die Kinder erwarteten mit Unruhe und Ungeduld »Väterchen«, aber aus anderen Gründen. Anjutka und Maschka waren ohne Pelz und Überrock geblieben, die ihnen die Möglichkeit gegeben hätten, wenigstens eine nach der anderen auf die Straße zu gehen, und sie waren deshalb gezwungen, bei dem Hause, nur in ihren Kleidern, mit vermehrter Schnelligkeit im Kreise zu laufen, wobei sie nicht wenig allen Bewohnern des Flügels im Wege standen, wenn diese ein- oder ausgingen. Einmal flog Maschka der Tischlersfrau auf die Füße, die gerade Wasser trug, und obgleich Maschka sofort zu heulen begann, da sie sich an ihren Knien gestoßen hatte, wurde sie gleichwohl am Schopf gezaust und fing noch heftiger zu weinen an. Wenn sie aber mit niemandem zusammenstieß, dann flog sie geradeswegs in die Türe und kletterte an dem Wasserfaß auf den Ofen hinauf. Nur die Herrin und Akulina beunruhigten sich aufrichtig um den Polikei selber; die Kinder nur darum, was er anhatte. Jegor

Michailowitsch dagegen, als er der Gnädigen Bericht erstattete, lächelte nur auf ihre Frage, ob Polikei nicht gekommen sei, und wo er denn stecken könne? Er antwortete: »Ich kann das nicht wissen«, und augenscheinlich war er zufrieden darüber, daß sich seine Vermutungen bestätigten. »Er hätte zum Mittagessen zurückkommen müssen,« sprach er bedeutsam. Diesen ganzen Tag über wußte niemand in Pokrowskoje irgend etwas über Polikei; erst später erfuhr man, daß ihn die Nachbarsbauern gesehen hatten, wie er ohne Hut auf dem Wege lief und alle fragte, ob sie nicht einen Brief gefunden hätten? Ein anderer hatte ihn gesehen, schlafend am Wegrande neben dem angebundenen Pferde mit Wagen. »Ich glaubte noch,« sprach dieser Mann, »er sei betrunken, und das Pferd zwei Tage weder getränkt noch gefüttert: so waren ihm die Seiten eingefallen. Akulina schlief nicht die ganze Nacht über; immer lauschte sie, aber auch in der Nacht kam Polikei nicht. Wenn sie nicht allein gewesen wäre und einen Koch und ein Dienstmädchen gehabt hätte, wäre

sie noch unglücklicher gewesen; als aber die Hähne zum dritten Male krähten, und die Tischlersfrau sich erhob, mußte Akulina aufstehen und sich an den Ofen machen. Es war Feiertag; bis zum Tagesanbruch mußte man das Brot herausnehmen, Kwaß machen, Plätzchen backen, die Kuh melken, Kleider und Hemden bügeln, die Kinder waschen, Wasser bringen und die Nachbarin nicht den ganzen Ofen einnehmen lassen. Ohne aufzuhören zu lauschen, machte sich Akulina an diese Geschäfte. Schon dämmerte es, schon läutete es zum Morgengottesdienst, schon standen die Kinder auf. Polikei war aber immer noch nicht da. Am Vorabend war der Winter eingezogen, Schnee bedeckte ungleichmäßig die Felder, den Weg und die Dächer; und heute, gerade wie für den Feiertag, war ein schöner, sonniger Frosttag, so daß man von weitem alles sehen und hören konnte. Akulina aber, beim Ofen stehend und den Kopf in die Ofenöffnung steckend, war derart beschäftigt mit dem Backen der Plätzchen, daß sie gar nicht gehört hatte, wie Polikei

vorfuhr, und erst aus dem Schreien der Kinder erkannte, daß ihr Mann gekommen sei. Anjutka, als die Älteste, schmierte ihren Kopf selber ein und zog sich selber an. Sie war in einem neuen rosafarbenen zerknüllten Zitzkleid, einem Geschenk der Gnädigen, das auf ihr steif wie Baumrinde saß und den Nachbarn in die Augen stach; ihre Haare glänzten, sie hatte das halbe Talglicht darauf geschmiert; ihre Stiefel waren zwar nicht neu, aber fein. Maschka war noch in der Jacke und schmutzig, und Anjutka ließ sie nicht nahe an sich heran, damit sie sie nicht beschmiere. Maschka war auf dem Hofe, als der Vater mit einem Packen anfuhr. »Väterchen ist gekommen,« kreischte sie, stürzte Hals über Kopf zur Türe herein, an Anjutka vorbei und beschmutzte sie. Anjutka aber, ohne zu fürchten, sich dabei noch mehr zu beschmieren, prügelte sogleich Maschka durch, und Akulina konnte sich gar nicht von ihrer Arbeit losmachen. Sie schrie nur auf die Kinder: »Nun ihr! Alle werde ich durchprügeln!« und schaute sich nach der Türe um. Iljitsch, mit dem Packen in den

Händen, trat in den Vorraum und kroch sogleich in seine Ecke. Akulina schien es, als ob er bleich sei und ein Gesicht mache, daß man nicht wisse, ob er weine oder lache; sie hatte aber keine Zeit, das herauszubringen.

»Wie denn, Iljitsch, wohlbehalten?« fragte sie vom Ofen aus.

Iljitsch murmelte etwas, was sie nicht verstand.

»Wie,« rief sie, »warst du bei der Gnädigen?«

Iljitsch saß in seiner Ecke auf dem Bette, schaute wild um sich und lachte sein schuldbewußtes und tief unglückliches Lächeln. Lange antwortete er gar nichts.

»Was denn, Iljitsch, weshalb denn so lange?«

»Ich, Akulina, übergab das Geld der Gnädigen. Wie sie dankte!« sprach er

plötzlich und begann noch unruhiger um sich zu blicken und zu lächeln. Zwei Gegenstände zogen besonders seine unruhigen, fieberhaft aufgerissenen Augen auf sich: die Schnüre, die an die Wiege angebunden waren, und das Kindchen. Er ging zur Wiege und begann hastig mit seinen dünnen Fingern den Knoten der Kordel aufzuschlingen. Dann blieben seine Augen auf dem Kinde haften; da trat aber gerade Akulina mit den Plätzchen auf dem Brett in den Winkel hinein. Iljitsch verbarg rasch die Kordel in seinem Busen und setzte sich aufs Bett.

»Wie denn das, Iljitsch; es ist gerade so, als ob du nicht bei dir wärest?« sprach Akulina.

»Ich schliefl nicht!« antwortete er.

Plötzlich huschte irgend etwas am Fenster vorüber, und einen Augenblick später flog wie ein Pfeil das »obere« Mädchen, Aksjutka, herein.

»Die Gnädige befahl dem Polikei Iljitsch, sofort zu kommen,« sprach sie. »Diesen Augenblick, befahl Awdotja Michailowna ... diesen Augenblick ...«

Polikei schaute auf Akulina und auf das Mädchen.

»Sofort! Was ist denn noch nötig?« sprach er so einfach, daß Akulina sich beruhigte: vielleicht will sie ihn belohnen. – »Sage, ich werde sofort kommen!«

Er stand auf und ging hinaus; Akulina aber nahm ein Waschfaß, stellte es auf die Bank, goß kaltes Wasser ein aus den Eimern, die bei der Tür standen, und heißes Wasser aus dem Kessel im Ofen, schürzte die Ärmel auf und probierte das Wasser.

»Komm', Maschka, ich will dich waschen.«

Das zornige, lispelnde Mädchen heulte.

»Komm', Krätzige, ich werde dir ein sauberes Hemd anziehen. Nun, stell' dich

nur an! Komm' doch, ich muß auch noch die Schwester waschen.«

Polikei war währenddessen nicht dem »oberen« Mädchen nach zur Gnädigen gegangen, vielmehr an einen ganz anderen Ort: Im Vorraum neben der Wand stand eine steile Leiter, die auf den Boden führte. Polikei trat in den Vorraum, schaute sich um, und da er niemanden sah, bückte er sich und eilte, fast laufend, rasch und geschickt diese Leiter hinauf.

»Was heißt denn das, daß Polikei gar nicht kommt?« sprach ungeduldig die Gnädige zu Dunjascha, die ihr die Haare kämmte.
»Wo ist Polikei? Weshalb kommt er nicht?«

Aksjutka flog von neuem nach dem Hoffflügel und flog wiederum in den Vorraum und verlangte, Iljitsch solle zur Gnädigen kommen.

»Ja, er ist doch längst gegangen,« antwortete Akulina. Sie hatte Maschka gewaschen, gerade ihr Brustkind ins

Waschfaß gesetzt und benetzte ungeachtet seines Schreiens seine spärlichen Härchen. Der Knabe schrie, runzelte das Gesicht und bemühte sich, irgend etwas mit seinen hilflosen Händchen zu erfassen. Akulina hielt mit einer Hand seinen fetten, weißen Rücken, der voller Grübchen war, und wusch ihn mit der anderen.

»Schau hin, ob er nicht irgendwo einschlief,« sprach sie, indem sie sich unruhig umschauten.

Gerade um diese Zeit war die Tischlersfrau, unfrisiert, die Bluse über der Brust noch nicht zugeknöpft, ihre Röcke haltend auf den Boden gegangen, um ihr dort trocknendes Kleid zu holen. Plötzlich erscholl ein Schrei des Entsetzens auf dem Speicher, und die Tischlersfrau flog wie eine Verrückte, mit geschlossenen Augen, auf allen vieren, eher rollend als laufend von der Leiter herunter.

»Iljitsch!« schrie sie.

Akulina ließ ihr Kindchen los.

»Er hat sich erhängt!« brüllte die Tischlersfrau los.

Ohne zu bemerken, daß sich das Kindchen wie ein kleiner Knäuel mit dem Gesicht nach unten gedreht hatte und die Füßchen in die Luft streckend mit dem Kopfe unters Wasser getaucht war, lief Akulina in den Vorraum.

»Am Balken ... hängt er ..murmelte die Tischlersfrau, hielt aber inne, als sie Akulina erblickt hatte.

Akulina stürzte zur Leiter; bevor man sie halten konnte, lief sie hinauf, und mit einem furchtbaren Schrei fiel sie wie ein toter Körper auf die Leiter und hätte sich zu Tode gestürzt, wenn sie nicht das aus allen Winkeln herausgelaufene Volk aufzuhalten vermocht hätte.

XI

Einige Minuten konnte man gar nichts herausbringen in der allgemeinen Bestürzung. Volk lief in Haufen herbei, alle schrien, alle sprachen durcheinander, Kinder und alte Frauen weinten. Akulina lag ohne Bewußtsein. Endlich gingen Männer, der Tischler und der herbeigeeilte Verwalter, nach oben, und die Tischlersfrau erzählte zum zwanzigsten Male, wie sie, an gar nichts denkend, hinaufgegangen sei wegen ihres Kleides und geschaut habe auf solche Weise: »Ich sehe – ein Mensch steht da; ich sah genauer hin: daneben liegt eine umgedrehte Mütze. Ich sehe hin, aber die Füße bewegen sich. So hat es mich auch mit Kälte umfangen. Ist es eine Kleinigkeit! Ein Mensch erhängte sich, und ich mußte das sehen! Wie ich nach unten polterte, weiß ich selber nicht. Auch ist es ein Wunder, wie mich Gott rettete. Wirklich hat mich Gott gerettet! Ist es eine Kleinigkeit! Und die steile Leiter, und eine solche Höhe!

So hätte ich mich auch totschlagen
können!«

Die Leute, die nach oben gegangen waren, erzählten dasselbe. Iljitsch hing am Dachbalken, nur in Hemd und Unterhosen, an ganz derselben Schnur, die er von der Wiege abgenommen hatte. Seine umgedrehte Mütze lag am Boden. Rock und Pelz waren ausgezogen und ordentlich daneben gelegt. Die Füße erreichten den Boden, aber Lebenszeichen gab er schon nicht mehr. Akulina war zu sich gekommen; sie wollte sich losreißen und wieder zur Leiter stürzen, man ließ sie aber nicht.

»Mütterchen, Sjemka hat sich verschluckt,« sprach plötzlich das lispelnde Mädchen aus dem Winkel. Akulina riß sich wiederum los und lief in den Winkel. Das Kindchen lag unbeweglich mit dem Gesicht nach unten in dem Waschfaß, und seine Füßchen rührten sich nicht. Akulina ergriff es, aber das Kindchen atmete nicht und bewegte sich nicht. Akulina warf es aufs Bett, stützte sich

auf die Arme und brach in ein so lautes, schallendes und furchtbare Lachen aus, daß Maschka, die anfangs ebenfalls zu lachen begonnen hatte, sich die Ohren zuhielt und heulend in den Vorraum lies.

Das Volk stürzte in den Winkel mit Heulen und Weinen. Man trug das Kindchen hinaus, man begann, es zu reiben; aber alles war vergeblich. Akulina wälzte sich auf dem Bette und lachte, lachte so, daß es allen furchtbar ward, die nur dies Lachen hörten. Jetzt erst, wenn man diesen ganzen Haufen von Männern und Frauen sah und von Greisen und Kindern, die sich da im Vorraum drängten, bekam man eine Vorstellung davon, wieviel Volk im Hofflügel wohnte. Alle liefen hin und her, alle sprachen, viele weinten, und niemand tat irgend etwas. Die Tischlersfrau fand immer noch Leute, die ihre Geschichte noch nicht gehört hatten, und erzählte immer von neuem, wie ihre zärtlichen Gefühle erschüttert worden waren durch jenen unerwarteten Anblick, und wie Gott sie errettete von dem Sturz von der Leiter.

Das alte Männchen von Büfettdiener, in einer Frauenjacke, erzählte, wie bei Lebzeiten des verstorbenen Herrn eine Frau sich im Teiche ertränkt habe. Der Verwalter schickte Boten zur Polizei und zum Geistlichen und bestimmte eine Wache. Das obere Mädchen Aksjutka schaute mit aus dem Kopfe getretenen Augen immer auf das Loch auf dem Dachboden, und obgleich sie dort gar nichts sah, vermochte sie sich nicht loszureißen und zur Herrin zu gehen. Agaphja Michailowna, die bei der alten Herrin Dienstmädchen gewesen war, bat um Tee zur Beruhigung ihrer Nerven und weinte. Großmutter Anna legte mit ihren praktischen, fetten und von Baumöl triefenden Händen den kleinen Toten auf das Tischchen. Die Weiber standen bei Akulina und blickten schweigend auf sie hin. Die Kinder schauten, sich in die Ecke drückend, auf ihre Mutter und begannen erst zu heulen, dann verstummten sie, schauten wiederum hin und stießen sich dicht aneinander. Knaben und Männer stießen sich bei der Eingangstreppe, schauten mit erschreckten Gesichtern in

Türen und Fenster, ohne etwas zu sehen und zu verstehen, und fragten einander, was denn los sei. Einer erzählte, der Tischler habe seiner Frau mit der Axt ein Bein abgehauen. Ein zweiter erzählte, die Wäscherin habe Drillinge geboren. Ein dritter erzählte, die Katze sei toll geworden und habe das Volk gebissen. Die Wahrheit verbreitete sich indes allmählich und erreichte endlich die Ohren der Gnädigen. Und es scheint, man verstand es nicht einmal, sie vorzubereiten. Der rohe Jegor berichtete es ihr direkt und erregte derart ihre Nerven, daß sie sich noch lange darauf nicht erholen konnte. Die Menge begann bereits sich zu beruhigen; die Frau des Tischlers stellte den Samowar auf und kochte Tee, wobei die Anwesenden, da sie keine Einladung erhielten, es unanständig fanden, länger in ihrem Winkel zu bleiben. Die Knaben begannen, sich an der Eingangstreppe zu balgen. Alle wußten bereits, worum es sich handle, und begannen, sich bekreuzigend, auseinanderzugehen, als man plötzlich hörte: »Die Gnädige, die Gnädige!« und

sich alle wiederum drängten und preßten, um ihr Platz zu machen; aber alle wollten auch sehen, was sie tun werde. Die Herrin trat bleich, mit verweinten Augen, in den Vorraum über die Schwelle, in den Winkel der Akulina. Dutzende von Köpfen drängten sich bei der Türe und schauten zu. Ein schwangeres Weib drückte man dabei so, daß sie kreischte, aber sogleich schon diesen Umstand nutzend, ergatterte sie sich einen Platz ganz vorne. Und wie hätte man denn auch nicht auf die Gnädige im Winkel der Akulina schauen sollen! Das war für die Hofleibeigenen ganz das gleiche wie das bengalische Licht am Schluß einer Vorstellung. Es gilt schon für schön, – wenn man bengalisches Licht anzündet, und es gilt auch schon für schön, wenn die Gnädige in Seide, ja, in Spitzen zur Akulina in den Winkel tritt. Die Gnädige schritt zur Akulina heran und faßte sie an der Hand. Akulina entriß sie ihr aber. Die alten Hofdiener schüttelten tadelnd den Kopf.

»Akulina!« sprach die Herrin, »du hast Kinder, habe doch Mitleid mit dir!«

Akulina lachte und erhab sich.

»Bei mir sind die Kinder ganz aus Silber, ganz aus Silber ... Ich halte nicht die Papierchen,« murmelte sie in raschem Geflüster. »Ich habe dem Iljitsch gesagt, nimm nicht die Papierchen; da haben sie dich denn auch eingerieben, eingerieben mit Teer. Mit Teer und Seife, Herrin. Was da auch für Krätze war, sogleich wird sie abspringen.« Und wiederum lachte sie noch lauter.

Die Gnädige drehte sich um und verlangte den Feldscher mit Senfpflaster. »Gib kaltes Wasser!« Und sie selber begann Wasser zu suchen; als sie aber das tote Kindchen erblickte, vor dem Großmutter Anna stand, drehte sich die Herrin weg, und alle sahen, wie sie sich das Taschentuch vors Gesicht nahm und zu weinen anfing.

Großmütterchen Anna aber (schade, daß das die Herrin nicht sah: sie hätte es gewürdigt – für sie war ja auch alles dies gemacht) bedeckte das Kindchen mit einem Stückchen Leinwand, rückte ihm die

Händchen zurecht mit ihrer fetten, geschickten Hand und schüttelte so mit dem Kopfe, streckte so die Lippen aus, kniff so gefühlvoll die Augen zusammen und seufzte so, daß jeder ihr gutes Herz sehen konnte. Die Herrin sah das aber nicht, ja, und sie konnte ja auch gar nichts sehen. Sie schluchzte auf, sie bekam einen hysterischen Anfall; man führte sie unter dem Arm in den Vorraum und führte sie unter dem Arm nach Hause. Das hat man nur von ihr gehabt, dachten alle und begannen auseinanderzugehen. Akulina lachte immerfort und schwatzte Unsinn. Man führte sie in ein anderes Zimmer, ließ ihr zur Ader, legte ihr Senfpflaster auf und Eis auf den Kopf; sie aber verstand immer noch gar nichts, sie weinte nicht, lachte vielmehr und sprach und tat solche Dinge, daß die guten Leute, die um sie besorgt waren, nicht an sich halten konnten und gleichfalls lachten.

XII

Das war ein unfroher Feiertag bei den Hofleibeigenen von Pokrowskoje.
Ungeachtet dessen, daß der Tag schön war, ging das Volk nicht spazieren; die Mädchen versammelten sich nicht, Lieder zu singen; die Fabrikburschen, die aus der Stadt gekommen waren, spielten weder auf der Harmonika noch auf der Balalaika, noch spielten sie mit den Mädchen. Alle saßen in ihren Winkeln, und wenn sie sprachen, sprachen sie leise, als ob irgendein »Unguter« da sei und sie hören könnte. Am Tag war es noch nicht so schlimm, aber am Abend, als es dämmerte, die Hunde bellten, und sich noch zum Unglück ein Wind erhob und in den Kaminen heulte, befiehl alle Bewohner des Hofleibeigenenflügels eine solche Angst, daß, wer ein Kerze hatte, sie vor dem Heiligenbild anzündete; wer allein in seinem Winkel war, der ging zu den Nachbarn um Nachtlager bitten, wo mehr Menschen waren; wer aber in den Stall

gehen mußte, der ging nicht, und es tat ihm nicht leid, das Vieh diese Nacht ohne Futter zu lassen. Auch das geweihte Wasser, was ein jeder in einem Fläschchen aufbewahrte, verbrauchten sie völlig in dieser Nacht.

Viele hörten sogar, wie in dieser Nacht irgendwer mit schweren Schritten immer auf dem Boden herumging, und der Schmied sah, wie ein Drache gerade auf den Dachboden flog. Im Winkel des Polikei war niemand: die Kinder und die Verrückte waren auf andere Plätze gebracht worden. Dort lag nur das tote Kindchen, auch saßen dort noch zwei alte Frauchen und eine Pilgerin, die in ihrem Eifer den Psalter las – nicht über das tote Kindchen, vielmehr aus Anlaß dieses ganzen Unglücks. So hatte es die Herrin gewünscht. Diese alten Frauchen und die Pilgerin hatten selber gehört, als eben der Psalm vorgelesen wird, daß da oben der Balken erzittert und irgendwer stöhnt. Man liest: »Möge Gott auferstehen!« und verstummt wiederum.

Das Tischlersweib rief ihre Gevatterin und vertrank in dieser Nacht, ohne zu schlafen, mit ihr den ganzen Tee, mit dem sie sich für

eine Woche versehen hatte. Sie hörten gleichfalls, wie oben die Balken zitterten, und es war, als ob Säcke von oben herabfielen. Die Bauernwächter gaben den Hofdienern Mut, sonst wären diese wohl in dieser Nacht vor Furcht gestorben. Die Bauern lagen im Vorraum auf Heu und versicherten später, sie hätten gleichfalls Wunder auf dem Dachboden gesehen, obgleich sie in dieser selben Nacht sich ruhig untereinander über die Aushebung unterhielten, Brot kauten, sich kratzten und vor allem den Vorraum derart mit einem ganz besonderen Bauerngeruch erfüllten, daß, als die Tischlersfrau an ihnen vorüberging, sie ausspuckte und sie Bauern schimpfte. Wie dem aber auch war, der Erhängte hing immer noch auf dem Dachboden, und es schien, als ob der böse Geist selber in dieser Nacht das Gebäude mit seinem gewaltigen Flügel beschattete, indem er seine Macht zeigte und näher als irgendwann zu diesen Leuten trat. Wenigstens fühlten sie dies alle. Ich weiß nicht, ob dies richtig wär. Ich glaube sogar, es war durchaus unrichtig. Ich glaube, daß,

wenn ein tapferer Bursche in dieser
furchtbaren Nacht ein Licht oder eine
Laterne genommen und sich bekreuzigt
oder sogar das unterlassen hätte, auf den
Dachboden gegangen wäre und mählich vor
sich her mit dem Licht der Kerze den
Schrecken der Nacht verscheuchend und
beleuchtend die Balken, den Sand, den mit
Spinnweb bedeckten Schornstein und die
von der Tischlersfrau vergessenen Kleider,
zum Iljitsch vorgedrungen wäre, und er
dann, ohne dem Gefühl der Furcht
nachzugeben, die Laterne zur Höhe seines
Gesichts erhoben hätte, daß er dann den
bekannten hageren Leib gesehen haben
würde mit Füßen, die auf der Erde standen
(die Schnur hatte nachgelassen), wie er sich
leblos auf die Seite neigte, mit geöffnetem
Hemdskragen, unter dem kein Kreuz zu
sehen war, und den auf die Brust
gesunkenen Kopf und das gute Gesicht mit
offenen, nicht sehenden Augen und das
sanfte, schuldbewußte Lächeln und die
strenge Ruhe und Stille über dem Ganzen.
Freilich, das Tischlersweib, das, sich in die
Ecke ihres Bettes drückend, mit

zerwühltem Haare und erschreckten Augen erzählte, sie höre, wie Säcke fallen, war bei weitem furchtbarer als Iljitsch, wenn der auch sein Kreuz abgelegt hatte und es auf dem Balken lag.

Oben, das heißt bei der Gnädigen, herrschte aber ganz eben solches Entsetzen wie im Flügel. Im Zimmer der Herrin roch es nach Eau de Cologne und Arznei. Dunjascha erwärme gelbes Wachs und machte Wachspflaster. Für wen eigentlich, das weiß ich nicht; ich weiß nur: Wachspflaster ward immer gemacht, wenn die Herrin krank war. Jetzt aber hatte sie sich aufgeregt bis zum Krankwerden. Zu Dunjascha war, um ihr Mut zu geben, ihre Tante übernachten gekommen. Sie alle vier saßen im Mädchenzimmer mit dem kleinen Mädchen und sprachen leise miteinander.

»Wer wird denn Öl holen gehen?« fragte Dunjascha.

»Um keinen Preis werde ich gehen,
Awdotja Michailowna. Töten Sie mich, ich

werde nicht gehen,« antwortete entschieden das zweite Mädchen.

»Genug, gehe mit Aksjutka zusammen.«

»Ich werde allein hinlaufen, ich fürchte mich gar nicht,« sprach Aksjutka; aber da ward sie auch schon kleinlaut.

»Nun, so gehe denn, kluges Kind; erbitte bei Großmutter Anna, im Glase, und bringe es, verschütte nur nichts!« sagte ihr Dunjascha.

Aksjutka faßte mit einer Hand den Saum ihres Kleides, und obgleich sie infolgedessen nicht mehr beide Hände schwenken konnte, schwenkte sie die eine doppelt so stark quer zur Linie ihrer Richtung und flog davon. Es war ihr schrecklich zumute, und sie fürchtete, wenn sie irgend etwas sehen oder hören werde, und sei es ihre leibliche Mutter, werde sie vor Furcht verloren sein. Sie flog, fast mit geschlossenen Augen, den bekannten Fußweg hinab.

XIII

»Schläft die Herrin oder nicht?« fragte plötzlich neben Aksjutka eine rauhe Bauernstimme. Sie öffnete ihre Augen, die sie vordem zugekniffen hatte, und erblickte irgendeine Gestalt, die, so schien es ihr, höher war als der »Flügel«; sie kreischte auf und flog so rasch zurück, daß ihr Rock ihr gar nicht nachfliegen konnte. Mit einem Sprung war sie bei der Aufgangstreppe, mit einem zweiten im Mädchenzimmer, und mit wildem Schluchzen warf sie sich auf das Bett. Dunjascha, ihre Tante und das andere Mädchen erstarren vor Schrecken; noch hatten sie sich nicht erholt, als schwere, langsame und unentschlossene Schritte im Vorraum und bei der Türe erschallten. Dunjascha stürzte zur Gnädigen, wobei sie das geschmolzene Wachs umwarf, das zweite Dienstmädchen versteckte sich hinter den Röcken, die an der Wand hingen, das Tantchen, energischeren Charakters, wollte gerade die Türe zuhalten, als diese

sich öffnete und ein Bauer ins Zimmer trat. Das war Dutloff in seinen Booten. Ohne die Furcht der Mädchen zu beachten, suchte er mit den Augen das Heiligenbild, und da er das kleine Heiligenbild nicht fand, das in der linken Ecke hing, bekreuzigte er sich nach dem Schränkchen mit den Tassen zu, legte seine Mütze aufs Fenster, fuhr mit der Hand tief in seinen Schafpelz, als wolle er sich unter der Achselhöhle kratzen, und holte einen Brief heraus mit fünf braunen Siegeln, auf denen ein Anker dargestellt war. Dunjaschas Tantchen griff sich an die Brust ... Es kostete ihr Anstrengung zu sprechen, ihre Stimme stockte:

»Hast du mich aber erschreckt, Naumütsch. Ich kann gar kein Wort herausbringen. So habe ich auch geglaubt, mein Ende sei gekommen!«

»Kann man denn so!« sprach das zweite Mädchen, unter den Röcken hervorschauend.

»Auch die Gnädige haben Sie sogar
beunruhigt,« sprach Dunjascha, aus der
Türe tretend. – »Wer kriecht denn auch zur
Mädchenstreppe, ohne gefragt zu haben?
Der richtige Bauer!«

Ohne sich zu entschuldigen, wiederholte
Dutloff, er müsse die Gnädige sehen.

»Sie ist krank,« sprach Dunjascha.

Zu dieser Zeit brach Aksjutka in ein so
unanständig lautes, wieherndes Lachen aus,
daß sie wiederum ihren Kopf in die Kissen
des Bettess verstecken mußte, aus denen sie
ihn, ungeachtet der Drohungen Dunjaschas
und ihres Tantchens, eine ganze Stunde
nicht erheben konnte, ohne sogleich vor
Lachen zu bersten, als ob etwas zerspringen
müsste in ihrer Brust und ihren roten
Backen. Ihr schien es so lächerlich, daß
sich alle erschreckt hatten, und sie
versteckte wiederum den Kopf; wie in
Krämpfen zappelte sie mit dem Schuh, und
ihr ganzer Körper flog nur so.

Dutloff blieb stehen, blickte aufmerksam auf sie, als ob er sich Rechenschaft darüber ablegen wolle, was denn nur mit ihr vorgehe; ohne aber herauszubringen, um was es sich handle, drehte er sich wieder um und setzte seine Rede fort.

»Das bedeutet, wie es ist, eine sehr wichtige Sache,« sprach er. – »Sagen Sie nur, ein Bauer habe einen Brief mit Geld gefunden.«

»Was für Geld?«

Bevor ihn Dunjascha anmeldete, las sie die Adresse und fragte noch einmal Dutloff, wo und wie er dies Geld gefunden habe, das Iljitsch aus der Stadt bringen sollte. Als sie alles bis ins einzelne erfahren hatte und die Läuferin, die nicht aufhörte in ihrem wiehernden Gelächter, in den Vorraum hinausgestoßen hatte, ging Dunjascha zur Gnädigen; indes, zu Dutloffs Staunen, empfing ihn die Gnädige gleichwohl nicht und sagte auch nichts Vernünftiges der Dunjascha.

»Ich weiß nichts und will nichts wissen,« sprach die Gnädige, »was für ein Bauer und was für Geld es ist. Niemanden kann und will ich sehen. Er soll mich in Ruhe lassen.«

»Was werde ich denn dann anfangen?« sprach Dutloff, indem er das Kuvert in seinen Händen drehte: »Nicht wenig Geld ist darin. Was ist denn nur darauf geschrieben?« fragte er Dunjascha, und die las ihm von neuem die Adresse vor.

Es schien, als ob Dutloff da immer noch etwas nicht glauben wollte. Er hoffte, das Geld sei vielleicht nicht der Gnädigen und man habe ihm die Adresse nicht richtig vorgelesen. Aber Dunjascha bestätigte ihm das nochmals. Er seufzte, steckte das Kuvert wieder an seine Brust und wollte Weggehen.

»Es ist zu sehen, man muß es der Polizei abgeben,« sprach er.

»Warte, ich will noch einmal versuchen, ich werde sagen,« hielt ihn Dunjascha zurück, die aufmerksam zugeschaut hatte, wie das Kuvert im Brustlatz des Bauern verschwand. – »Gib den Brief her!«

Dutloff holte ihn wiederum heraus, legte ihn aber nicht sogleich in die ausgestreckte Hand Dunjaschas.

»Sagen Sie, es habe ihn auf dem Wege Dutloff, Simon, gefunden.«

»Ja, so gib doch her!«

»Ich dachte, das ist nur so ein Brief, ja, ein Soldat las, daß Geld darin sei!«

»Ja, so gib ihn doch!«

»Ich wagte auch nicht nach Hause zu gehen deswegen ...« sprach wiederum Dutloff, ohne sich von dem wertvollen Kuvert zu trennen. – »So melden Sie ihr denn auch!«

Dunjascha nahm das Kuvert und ging noch einmal zur Gnädigen.

»Ach, mein Gott, Dunjascha,« sprach die Gnädige mit vorwurfsvoller Stimme,
»sprich mir doch nicht von diesem Geld.
Sobald ich mich nur an dieses kleine
Kindchen erinnere..

»Der Bauer, Herrin, weiß nicht, wem Sie es abzugeben befehlen,« sprach wiederum Dunjascha.

Die Gnädige öffnete das Kuvert, erbebte aber, als sie nur das Geld erblickte, und dachte nach.

»Furchtbare Geld, so viel Böses richtet es an!« sprach sie.

»Das ist Dutloff, Herrin. Befehlen Sie ihm zu gehen oder werden Sie geruhen, zu ihm herauszukommen? Ist das Geld noch unversehrt?« fragte Dunjascha.

»Ich will nicht dieses Geld. Das ist furchtbare Geld. Was hat es angerichtet!
Sag' ihm, er soll es behalten, wenn er will,« sprach plötzlich die Gnädige, indem sie die

Hand der Dunjascha suchte. – »Ja, ja, ja,« wiederholte die Gnädige der erstaunten Dunjascha, »er soll es sich ganz nehmen und tun, was er mag.«

»Anderthalbtausend Rubel« – bemerkte Dunjascha leicht lächelnd, wie zu einem Kinde.

»Laß ihn alles nehmen,« wiederholte ungeduldig die Gnädige. – »Was, verstehst du mich denn nicht? Dieses Geld ist Unglücksgeld, sprich mir niemals davon. Soll es sich der Dauer nehmen, der es fand. Gehe, nun so gehe doch!«

Dunjascha trat ins Mädelzimmer.

»Ist es vollzählig?« fragte Dutloff.

»Ja, zähle du es schon selber zusammen,« sprach Dunjascha, indem sie ihm das Kuvert gab; »es ward befohlen, es dir abzugeben.«

Dutloff nahm die Mütze unter den Arm und begann gebückt zu zählen.

»Ist kein Rechenbrett hier?«

Dutloff hatte verstanden, die Gnädige verstehe aus Dummheit nicht zu zählen und habe ihm befohlen, das zu tun.

»Zu Hause wirst du es zusammenzählen, dir gehört es ... es ist dein Geld!« sprach Dunjascha grimmig. – »Ich will nicht, spricht sie, es sehen; gib es dem, der es brachte.«

Ohne sich aufzurichten, heftete Dutloff seine Augen auf Dunjascha. Dunjaschas Tantchen rang nur so die Hände.

»Mütterchen, leibliches! Da hat einmal Gott Glück gegeben! Mütterchen, leibliches!«

Das zweite Mädchen wollte es nicht glauben.

»Wie denn, Awdotja Michailowna, Sie scherzen wohl?«

»Da scherzt man auch noch! Sie befahl, es dem Bauern abzugeben ... Nun, nimm das Geld, ja, und mach', daß du fortkommst,« sprach Dunjascha, ohne ihren Verdruß zu verbergen. – »Des einen Kummer, des andern Glück.«

»Das ist wohl eine Kleinigkeit, anderthalbtausend Rubel,« sprach das Tantchen.

»Mehr«, bestätigte Dunjascha. – »Nun wirst du ein Zehnkopekenlichtchen dem heiligen Nikolai aufstellen,« sprach spöttend Dunjascha. – »Wie, du kommst gar nicht zu dir? Auch ein Gut wäre es noch dem Armen! Der aber hat selber viel!«

Dutloff begriff endlich, daß dies kein Scherz sei, und begann das Geld, das er zum Zählen auseinandergenommen hatte, wieder zusammenzulegen und ins Kuvert zu stecken; seine Hände zitterten ihm aber, und er schaute immer auf das Mädchen, um sich zu überzeugen, daß dies kein Hohn sei.

»Sieh' einmal an, er kann es nicht fassen, er ist froh,« sprach Dunjascha, womit sie beweisen wollte, daß sie gleichwohl sowohl den Bauern wie auch das Geld verachte. – »Gib, ich werde es dir hineinlegen.«

Und sie wollte es nehmen. Dutloff gab es aber nicht; er preßte das Geld zusammen, steckte es noch tiefer ein und griff nach der Mütze.

»Bist du froh?«

»Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll! Das ist geradeso ...«

Er sprach nicht zu Ende, machte nur eine abwehrende Handbewegung, lächelte, brach beinahe in Tränen aus und ging fort. Das Glöckchen läutete im Zimmer der Gnädigen.

»Wie, hast du es abgegeben?«

»Ja!«

»Wie denn, ist er sehr froh?«

»Er ward ganz so wie ein Verrückter.«

»Ach, ruf ihn doch, ich will ihn fragen, wie er es fand. Rufe ihn hierher, ich kann nicht herauskommen.«

Dunjascha lief und traf den Bauern noch im Vorraum. Ohne die Mütze aufzusetzen, hatte er seinen Beutel herausgenommen, und sich bückend, band er ihn auseinander. Das Geld hielt er aber in den Zähnen. Ihm schien es vielleicht, daß das Geld nicht sein sei, solange es nicht in seinem Beutel liege. Als ihn Awdotja rief, erschrak er.

»Wie, Awdotja ... Awdotja Michailowna ... will sie es mir wieder abnehmen? Wenn Sie ein gutes Wörtchen einlegen, bei Gott, ich werde Ihnen Honig bringen.«

»So, so! Du hast schon welchen gebracht!«

Wiederum öffnete sich die Türe, und man führte den Bauern zur Gnädigen. Nicht froh war es ihm zumute. »Ach, sie wird es zurücknehmen!« dachte er aus irgendeinem

Grunde, während er, als ob er im hohen Grase schreite, seinen ganzen Fuß erhob und sich bemühte, nicht mit den Bastschuhen Lärm zu machen, während er durch die Zimmer ging. Er begriff und sah gar nichts, was um ihn war. Er ging an einem Spiegel vorüber, sah irgendwelche Blümchen, irgendein Bauer in Bastschuhen hebt die Füße in die Höhe, der gnädige Herr mit einem Augengläschen ist da gemalt, irgendein grünes Fäßchen und etwas Weißes ... Sieh', dies irgendwie Weiße fing an zu sprechen. »Das ist die Gnädige!« Gar nichts unterschied er, nur die Augen rollte er. Er wußte nicht, wo er sei, und alles erschien ihm wie im Nebel.

»Das bist du, Dutloff?«

»Ich bin es, Herrin. Wie es war, so habe ich es auch nicht angerührt,« sprach er. »Ich bin nicht froh, wie vor Gott! Wie habe ich das Pferd gequält!«

»Nun, dein Glück,« sprach sie mit verächtlich gutmütigem Lachen. – »Nimm'

es, nimm' es dir!«

Er sperrte nur so die Augen auf.

»Ich bin froh, daß es dir zufiel. Gib Gott,
daß es zum Guten ausschlage! Wie denn,
bist du froh?«

»Wie, nicht froh! Schon so froh,
Mütterchen! Immer werde ich für Sie zu
Gott beten. Ich bin schon so froh, daß, Gott
sei Dank, unsere Herrin lebt. – Das war
denn auch meine ganze Schuld.«

»Wie hast du es denn gefunden?«

»Das heißtt, wir konnten uns immer für die
Herrin in Ehren bemühen, aber nicht daß ..

»Er hat sich schon völlig verwirrt, Herrin,«
sprach Dunjascha.

»Ich hatte meinen Neffen zur Aushebung
gebracht, ich fuhr zurück, auf dem Wege
fand ich es auch. Polikei muß es wohl
versehentlich verloren haben.«

»Nun geh', geh', Täubchen ... Ich bin froh!«

»So froh, Mütterchen!« sprach der Bauer.

Später fiel es ihm dann ein, daß er nicht gedankt und sich nicht so zu benehmen verstanden habe, wie es sich gehört hätte. Die Gnädige und Dunjascha lächelten; er aber schritt wiederum wie im hohen Grase daher und hielt gewaltsam an sich, um nicht Trab zu laufen; denn sonst schien es ihm immer, jetzt eben, in diesem Augenblick werde man ihn noch anhalten und ihm das Geld abnehmen ...

XIV

Als er in die frische Luft gekommen war, ging Dutloff vom Wege ab zu den Linden und entgörtete sich sogar, um den Beutel bequemer zu fassen, und begann das Geld hineinzulegen. Seine Lippen bewegten sich und schoben sich vor und zurück, wenn er auch keinen einzigen Laut von sich gab. Als er das Geld hineingelegt und sich umgürtet hatte, bekreuzigte er sich und ging wie ein Betrunkener schwankend auf dem Wege: so sehr war er mit Gedanken beschäftigt, die ihm nur so in den Kopf strömten. Plötzlich sah er vor sich die Gestalt eines Bauern, der ihm entgegenging. Er rief ihn an; das war Jesim, der mit einem Knüppel in der Hand beim Flügel Wache hielt.

»Ah, Onkel Simon,« sprach froh Jesimka, als er näher kam (dem Jesimka war es unheimlich allein). – »Wie, hat man die Rekruten abgeführt, Onkelchen?«

»Ja. Was machst du denn?«

»Ja, man hat mich hierher befohlen, den erhängten Iljitsch zu bewachen.«

»Wo ist er denn?«

»Dort auf dem Dachboden, sagt man, hängt er,« antwortete Jefimka, indem er mit dem Knüppel in der Finsternis nach dem Dache des Flügels wies.

Dutloff schaute in der Richtung der Hand, und obgleich er nichts sah, verzog er die Stirn, kniff die Augen zusammen und schüttelte den Kopf.

»Der Polizeimeister ist gekommen,« sprach Jefimka; »der Kutscher erzählte es. Sogleich wird man ihn herunternehmen. Das ist aber unheimlich bei Nacht, Onkelchen. Um keinen Preis werde ich bei Nacht gehen, wenn man befehlen wird, nach oben zu gehen. Mag mich Jegor Michailowitsch zu Tode prügeln, ich werde nicht gehen.«

»Die Sünde da, eine solche Sünde!« wiederholte Dutloff, augenscheinlich nur aus Anstand, ohne im geringsten an das zu denken, was er sprach, und er wollte seines Weges gehen. Die Stimme von Jegor Michailowitsch hielt ihn aber zurück.

»Ei! Wächter, komm' hierher!« schrie Jegor Michailowitsch von der Treppe her.

Jefimka antwortete.

»Ja, was stand denn da noch für ein Bauer bei dir?«

»Dutloff!«

»Komm' auch du, Simon.«

Als Dutloff herangekommen war, sah er beim Scheine einer Laterne, die der Kutscher trug, den Jegor Michailowitsch und einen kleinen Beamten in einer Mütze mit Kokarde und im Pelz: das war der Ortspolizeimeister.

»Auch der alte Mann da wird mit uns kommen,« sprach Jegor Michailowitsch, als er ihn erblickt hatte.

Der Greis fuhr zusammen; aber da war nichts zu machen.

»Du aber, Jefimka, junger Bursche, lauf mal nach dem Dachboden, wo er sich erhängte, die Leiter richtig zu stellen, damit seine Wohlgeboren hinaufsteigen kann.«

Jefimka, der um keinen Preis zu dem Flügel hatte gehen wollen, lief zu ihm hin, wobei er mit den Bastschuhen lärmte, als ob es Holzklötze wären.

Der Polizeimeister schlug Feuer und rauchte ein Pfeifchen an. Er wohnte zwei Werst entfernt, war eben erst von dem Kreisrichter wegen Trunkenheit gewaltig ausgeschimpft worden und befand sich deshalb jetzt in einem Anfall von Eifer: obgleich er um zehn Uhr abends erst angekommen war, wollte er sich sogleich den Erhängten ansehen. Jegor

Michailowitsch fragte den Dutloff, weshalb er hier sei. Unterwegs erzählte Dutloff dem Verwalter von dem gefundenen Gelde und davon, was die Herrin getan hatte. Dutloff sagte dabei, er sei gekommen, Jegor Michailowitsch um seine Erlaubnis zu bitten. Der Verwalter verlangte zum Entsetzen Dutloffs das Kuvert und betrachtete es. Der Polizeimeister nahm gleichfalls das Kuvert in die Hand und fragte kurz und trocken nach Einzelheiten.

»Nun, jetzt ist das Geld verfallen!« dachte Dutloff und begann sich schon zu entschuldigen. Der Polizeimeister gab ihm aber das Geld zurück.

»Da hat der Tölpel Glück gehabt!«

»Das kommt ihm gerade gelegen,« sprach Jegor Michailowitsch; »er hat eben erst seinen Neffen zur Aushebung gebracht: jetzt wird er ihn loskaufen.«

»Ah!« sagte der Polizeimeister und schritt weiter.

»Wirst du ihn loskaufen, wie denn, den Iljuschka da?« fragte Jegor Michailowitsch.

»Wie denn ihn loskaufen? Wird denn das Geld dazu reichen? Aber vielleicht ist auch keine Zeit mehr.«

»Wie du es willst,« sprach der Verwalter, und beide gingen dem Polizeimeister nach.

Sie kamen zu dem Flügel, in dessen Vorraum die stinkenden Wächter mit der Laterne warteten. Dutloff ging ihnen nach. Die Wächter zeigten ein schuldbewußtes Aussehen, das sich höchstens auf den von ihnen verursachten Gestank beziehen konnte, da sie nichts Schlechtes getan hatten. Alle schwiegen.

»Wo?« fragte der Polizeimeister.

»Hier!« sprach flüsternd Jegor Michailowitsch. – »Jefimka,« fügte er hinzu, »du bist ein junger Bursche, geh' voraus mit der Laterne!«

Jefimka hatte bereits das Dielenbrett nach oben gerichtet und schien alle Furcht verloren zu haben. Zwei bis drei Stufen überschlagend, kletterte er mit lustigem Gesicht voraus, wobei er sich nur umschauten und mit der Laterne dem Polizeimeister den Weg leuchtete. Hinter diesem schritt Jegor Michailowitsch. Als sie bereits verschwunden waren, seufzte Dutloff, der schon den Fuß auf die Stufe gesetzt hatte, und blieb stehen. Es vergingen zwei Minuten; ihre Schritte verhallten auf dem Dachboden: es war zu ersehen, sie waren zur Leiche herangekommen.

»Onkel, dich ruft er!« rief Jefimka ins Loch.

Dutloff kroch hinauf. Der Polizeimeister und Jegor Michailowitsch waren beim Schein der Laterne nur mit ihrem Oberkörper hinter dem Dachbalken zu sehen; hinter ihnen stand noch irgendwer mit dem Rücken. Das war Polikei. Dutloff

kroch über den Balken und blieb, sich
bekreuzigend, stehen.

»Dreht ihn um, Burschen,« sprach der
Polizeimeister.

Niemand rührte sich.

»Jefimka, du bist ein junger Bursche,«
sprach Jegor Michailowitsch.

Der junge Bursche stieg über den Balken,
drehte den Iljitsch um und stand neben ihm,
indem er mit dem allerheitersten Blick bald
auf den Iljitsch, bald auf die Obrigkeit
schaute, wie einer, der einen Albino oder
Julie Pastrana zeigt, bald auf das Publikum
blickt, bald auf das Schaustück, das er
vorführt, bereit, alle Wünsche des
Publikums zu erfüllen.

»Wende ihn noch mehr um!«

Iljitsch drehte sich noch weiter um,
bewegte leicht die Arme und schleifte mit
dem Fuß über den Sand.

»Faß' an, nimm ihn herunter!«

»Befehlen Sie, die Schnur abzuschlagen,
Wasili Borisowitsch?« sprach Jegor
Michailowitsch. – »Gebt das Beil,
Brüderchen!«

Den Wächtern und Dutloff mußte man
zweimal befehlen, Hand anzulegen. Der
junge Bursche dagegen ging mit Iljitsch um
wie mit einem geschlachteten Hammel.
Endlich schlugen sie die Schnur durch,
nahmen den Körper ab und bedeckten ihn.
Der Polizeimeister sagte, morgen werde der
Arzt kommen, und entließ das Volk.

XV

Seine Lippen bewegend, ging Dutloff seinem Hause zu. Anfangs war es ihm unheimlich; je näher er aber dem Dorfe kam, um so mehr schwand dies Gefühl, und das Gefühl der Freude erfüllte mehr und mehr seine Seele. Im Dorfe hörte man Singen und betrunkene Stimmen. Dutloff trank niemals und ging auch jetzt geradeswegs nach Hause. Es war schon spät, als er die Hütte betrat. Seine Alte schlief schon. Der älteste Sohn und der Enkel schliefen auf dem Ofen, der zweite Sohn in der Kammer. Nur das Weib des Iljuschka schlief nicht und saß in schmutzigem, werktätigem Hemde, ohne Kopfputz, auf der Bank und heulte. Sie war nicht herausgekommen, dem Onkel zu öffnen, sie begann vielmehr noch lauter zu heulen und vor sich hinzusprechen, als er in die Hütte trat. Nach Ansicht der Alten klagte sie sehr gut und schön, ungeachtet

dessen, daß sie wegen ihrer Jugend noch gar keine Übung haben konnte.

Die Alte stand auf und machte sich daran, dem Gatten Abendessen zu geben. Dutloff jagte das Weib des Iljuschka vom Tisch fort. »Genug, genug!« sprach er. Aksinja stand auf, legte sich auf die Bank und hörte nicht auf zu heulen. Die Alte deckte schweigend den Tisch und nahm dann ab. Der Alte sprach gleichfalls kein einziges Wort. Nachdem er zu Gott gebetet hatte, stieß er auf, wusch seine Hände, nahm das Rechenbrett vom Nagel und ging in die Kammer. Dort flüsterte er erst mit seiner Alten, dann ging die hinaus, er aber begann mit den Kugeln des Rechenbretts zu klappern; endlich schlug er den Deckel der Truhe zu und kroch in den Keller. Lange machte er sich zu schaffen in der Kammer und im Keller. Als er wieder eintrat, war es in der Hütte bereits dunkel, der Leuchtspan brannte nicht. Die Alte, die tagsüber gewöhnlich still und unhörbar war, hatte sich schon auf dem Schlafgerüst niedergelegt und schnarchte, daß es durch

die ganze Hütte klang. Das vordem so wenig stille Weib des Iljuschka schlief gleichfalls und atmete unhörbar. Sie schlief auf der Bank, unausgekleidet, wie sie war, und ohne etwas unter den Kopf gelegt zu haben. Dutloff begann zu beten, blickte dann auf Iljuschkas Weib, schüttelte den Kopf, löschte den Leuchtspan aus, stieß noch einmal auf, kroch auf den Ofen und legte sich neben seinen Enkelknaben. Im Finstern zog er die Bastschuhe aus, warf sie hinunter und legte sich auf den Rücken, wobei er auf den Dachbalken über dem Ofen schaute, der kaum zu sehen war über seinem Haupte, und lauschte den Tarakanen, die an der Wand summten, dem Seufzen, Schnarchen, Fuß an Fuß Reiben und den Lauten des Viehs auf dem Hofe ... Lange konnte er nicht einschlafen; der Mond ging auf, es ward heller in der Hütte; er konnte in der Ecke Aksinja erkennen und etwas, was er nicht herausbekommen konnte: hatte sein Sohn seinen Rock vergessen oder die Weiber ein Faß aufgestellt, oder steht da irgendwer. War er eingeschlafen oder nicht, aber er begann

nur wiederum hinzuschauen ... es war zu
ersehen, jener finstere Geist, der den Iljitsch
zu seiner furchtbaren Tat verleitet hatte, und
dessen Nähe die Hofleibeigenen in dieser
Nacht empfanden, dieser Geist reichte mit
seinem Flügel auch bis zum Dorfe, bis zur
Hütte Dutloffs, wo jenes Geld lag, das »er«
benutzt hat, um Iljitsch ins Verderben zu
stürzen. Wenigstens fühlte Dutloff »ihn«
dort, und Dutloff war es ganz sonderbar
zumute. Weder zum Schlafen noch
aufzustehen. Als er irgend etwas erblickt
hatte, was er nicht zu bestimmen
vermochte, erinnerte er sich an den
Iljuschka mit gebundenen Händen,
erinnerte er sich an das Gesicht der Aksinja
und ihr klangvolles Klagen, erinnerte er
sich an den Iljitsch mit seinen
herumschwankenden Händen. Plötzlich
schien es dem Alten, als ob etwas am
Fenster vorübergegangen sei. »Was ist das,
oder geht schon der Dorfälteste, etwas
anzukündigen?« dachte er. »Wie hat er
denn da geöffnet?« dachte der Greis, als er
Schritte im Vorraum vernahm, »oder hat die
Alte nicht zugeriegelt, als sie in den

Vorraum ging?« Der Hund bellte im Hinterhof, »er« aber ging durch den Vorraum, wie später der Greis zu erzählen pflegte, als ob er die Türe suche, »er« ging vorüber, »er« begann wiederum an der Wand zu tasten, »er« stieß an das Wasserfaß, und es knarrte. Und wiederum begann er zu tasten, gerade so, als ob »er« den Handgriff suche. Da hat »er« ihn erfaßt. Dem Greis lief ein Schauer über den Rücken. Jetzt hat »er« am Riegel gezogen und ist in menschlicher Gestalt eingetreten. Dutloff wußte schon, daß »er« das war. Er wollte ein Kreuz schlagen, konnte das aber nicht. »Er« ging zum Tisch hin, auf dem ein Tischtuch lag, zog es herab, warf es auf den Boden und kroch auf den Ofen. Der Greis wußte, daß das »er« war, in der Gestalt des Iljitsch. »Er« fletschte die Zähne, die Hände hingen herab. »Er« kroch auf den Ofen, stürzte sich geradeswegs auf den Greis und begann ihn zu würgen.

»Mein Geld!« murmelte Iljitsch.

»Laß ab, ich werde nicht,« wollte Simon sagen und konnte es nicht.

Ijitsch würgte ihn mit der ganzen Schwere eines steinernen Berges, wobei er ihm noch die Brust preßte. Dutloff wußte, daß, wenn er ein Gebet hersagen werde, »er« ihn loslassen werde, und er wußte, was für ein Gebet er sprechen mußte; dies Gebet sprach sich aber nicht aus. Einer seiner Enkel schlief neben ihm. Der Knabe schrie durchdringend auf und begann zu weinen: der Großvater hatte ihn an die Wand gedrückt. Der Schrei des Knaben befreite die Lippen des Greises. »Möge Gott auferstehen!« murmelte Dutloff. »Er« ließ ein wenig nach. – »Und seine Feinde zerstreuen sich ...« lispelte Dutloff. »Er« stieg vom Ofen herab. Dutloff hörte, wie er mit beiden Füßen auf den Boden aufstieß. Dutloff sagte alle Gebete her, die er kannte, er sprach sie alle hintereinander. »Er« ging zur Türe, ohne den Tisch zu berühren, und schlug derart die Türe zu, daß die Hütte erzitterte. Alle schliefen indes, außer dem Großvater und dem Enkel. Der Großvater

sprach Gebete und zitterte am ganzen Körper; der Enkel aber weinte im Einschlafen und schmiegte sich an den Großvater. Alles verstummte wiederum. Der Großvater lag ohne sich zu rühren. Der Hahn krähte hinter der Wand unter dem Ohr Dutloffs. Er hörte, wie die Hühner sich rührten, wie ein junges Hähnchen versuchte, dem alten Hahn nachzukrähen, und es nicht fertig brachte. Irgend etwas bewegte sich zu den Füßen des Alten: das war die Katze; sie war auf ihre weichen Pfoten vom Ofen auf den Boden gesprungen und begann zu miauen. Der Großvater stand auf und hob das Fenster auf; auf der Straße war es dunkel und schmutzig; ein Vorderwagen stand gerade dort unter dem Fenster. Er schritt barfuß, sich bekreuzigend, auf den Hof zu den Pferden: auch dort war es zu ersehen, daß der »Hausherr« kam. Eine Stute, die unter dem Schirmdach bei der Krippe stand, hatte sich mit dem Fuß in dem Zügel verwickelt, hatte Spreu verschüttet, und ein Bein erhoben, den Kopf umdrehend, erwartete sie den Hausherrn. Ein Füllen war in den

Mist gefallen und konnte sich nicht erheben. Der Großvater stellte es auf seine Beine, machte die Stute frei, legte ihr Futter vor und trat in die Hütte. Die Alte erhob sich und zündete den Leuchtspan an.

»Wecke die Burschen,« sprach er; »ich werde in die Stadt fahren,« und nachdem er eine Wachskerze von den Heiligenbildern genommen und sie angezündet hatte, kroch er mit ihr in den Keller. Schon nicht bei Dutloffs allein, vielmehr bei allen Nachbarn brannte Licht, als er von dort hervorkam. Die Kinder standen auf und machten sich fertig. Die Weiber kamen und gingen mit Eimern und Holzschöpfern voll Milch. Ignatz spannte den Wagen an. Der zweite Sohn schmierte einen zweiten ein. Die junge Frau heulte nicht mehr, sie hatte sich vielmehr herausgeputzt, mit einem Tuch umbunden, und saß nun in der Hütte auf der Bank, indem sie die Zeit erwartete, in die Stadt zu fahren, um sich von ihrem Gatten zu verabschieden.

Der Alte schien besonders streng.
Niemandem sagte er ein einziges Wort; er

zog seinen neuen Kaftan an, gürtete sich und ging, alles Geld des Iljitsch an seiner Brust tragend, zu Jegor Michailowitsch.

»Du, trödle auch noch!« rief er dem Ignatz zu, der die Räder drehte auf einer aufgehobenen und eingeschmierten Achse.
– »Gleich werde ich kommen. Daß dann alles fertig ist!«

Der Verwalter, der eben erst aufgestanden war, trank Tee und bereitete sich selber vor, in die Stadt zu fahren, um die Rekruten zu stellen.

»Was willst du?« fragte er.

»Ich, Jegor Michailowitsch, will den Burschen loskaufen. Erweisen Sie mir schon die Gnade. Sie sagten unlängst, Sie wüßten in der Stadt einen, der bereit sei. Unterweisen Sie mich: unsere Sache ist eine dunkle ...«

»Wie denn, hast du es dir überlegt?«

»Ich habe es mir überlegt, Jegor Michailowitsch; es tut mir leid, es ist der Sohn meines Bruders. Was für einer er auch ist, gleichwohl ist es mir leid. Sünde kommt viel von ihm, von diesem Geld. Übe schon Gnade, unterweise mich,« sprach er, indem er sich bis zum Gürtel verneigte.

Wie immer in solchen Fällen, schmatzte Jegor Michailowitsch tiefsinnig und schweigend mit den Lippen, und nachdem er die Sache überdacht hatte, schrieb er zwei Zettel und gab an, was man in der Stadt zu tun habe, und wie man es anfangen müsse.

Als Dutloff nach Hause zurückkehrte, war die junge Frau schon mit Ignatz weggefahren, und eine graue, dickbauchige Stute stand völlig angespannt unter dem Tore. Er brach eine Gerte vom Zaune, schlug seinen Rock zusammen, setzte sich in den Wagenkasten und trieb das Pferd an. Dutloff trieb die Stute so rasch an, daß bei ihr auf einmal der ganze Bauch schwand, und Dutloff schaute gar nicht auf sie hin,

um nicht vor Mitleid schwach zu werden.
Ihn quälte der eine Gedanke, er könne
irgendwie zu spät zur Musterung kommen,
Iljuschka werde zu den Soldaten kommen
und das Teufelsgeld ihm in Händen bleiben.

Ich werde nicht ausführlich alle Gänge des Dutloff an diesem Morgen beschreiben; ich werde nur sagen, daß ihm alles ganz besonders glückte. Bei dem Hauswirt, an den ihm Jegor Michailowitsch einen Zettel gegeben hatte, war ein durchaus bereiter Freiwilliger, der schon dreiundzwanzig Rubel verlebt hatte und schon für gut befunden worden war bei der Behörde. Der Wirt wollte vierhundert Rubel für ihn haben, ein Aufkäufer aber, ein Kleinbürger, der schon die dritte Woche zu ihm kam, bat immer noch, ihn für dreihundert abzulassen. Dutloff beendete die Sache mit zwei Worten: »Wirst du Dreihundert mit einem Viertel nehmen?« sprach er, indem er die Hand hinstreckte, aber mit solchem Ausdruck, daß sogleich zu ersehen war, er sei bereit, noch zuzulegen. Der Wirt stieß die Hand zurück und fuhr fort, vierhundert

zu verlangen. »Wirst du nicht drei mit einem Viertel nehmen?« wiederholte Dutloff, indem er mit der linken Hand die rechte Hand des Wirtes faßte und Miene machte, mit seiner Rechten in sie einzuschlagen. – »Wirst du nicht nehmen? Nun, Gott mit dir!« sprach er plötzlich, indem er in die Hand des Wirtes schlug und sich mit einem Schwung mit dem ganzen Körper von ihm wegwandte: »Es ist zu sehen, so soll es auch sein! Nimm mit einem halben Hundert! Mach' die Quittung zurecht. Bring' den Burschen her. Jetzt aber hier das Handgeld. Zwei Rote Zehnrubelscheine. wird wohl genug sein, wie?«

Und Dutloff entgürte sich und holte das Geld hervor.

Wenn auch der Wirt seine Hand nicht wegzog, so schien es gleichwohl, als ob er noch nicht völlig einverstanden sei, und ohne das Handgeld anzunehmen, erhandelte er noch ein Trinkgeld und eine Bewirtung für den Freiwilligen.

»Sündige nicht,« wiederholte Dutloff, indem er ihm das Geld zuschob; »wir alle werden sterben,« wiederholte er in einem so sanften, lehrhaften und überzeugten Tone, daß der Wirt sagte:

»Da ist nichts zu machen;« er schlug ihm nochmals auf die Hand und begann, zu Gott zu beten. – »Gib Gott gute Stunde,« fügte er hinzu.

Man weckte den Freiwilligen, der noch vom gestrigen Trinkgelage schlief, sah ihn sich aus irgendeinem Grunde an, und dann gingen alle zur Behörde. Der Freiwillige war lustig, verlangte Rum, um sich nach dem Rausch zu stärken, wozu ihm Dutloff Geld gab, und ward erst in dem Augenblick kleinlaut, als sie den Vorraum des Amtsgebäudes betraten. Lange standen dort der alte Wirt in blauem Kaftan und der Freiwillige in kurzem Schafpelz mit aufgezogenen Brauen und weitaufgerissenen Augen; lange flüsterten sie dort miteinander, fragten sich irgendwohin durch, suchten irgendwen,

nahmen aus irgendeinem Grunde vor jedem Schreiber die Mützen ab, verbeugten sich und hörten aufmerksam die Entscheidung an, die ein dem Wirte bekannter Schreiber ihnen mitteilte. Schon war jede Hoffnung aufgegeben, die Angelegenheit heute zum Abschluß zu bringen, und der Freiwillige begann wiederum lustiger und ungezwungener zu werden, als Dutloff den Jegor Michailowitsch erblickte, sich sogleich an ihn festkrallte und ihn zu bitten und sich vor ihm zu verneigen begann. Jegor Michailowitsch half so gut, daß man bereits in der dritten Stunde den Freiwilligen zu seiner großen Unzufriedenheit und seinem großen Staunen vor die Aushebungskommission führte, ihn dort aufstellte und aus irgendwelchem Grunde unter allgemeiner Heiterkeit, vom Wächter an bis zum Präsidenten, auszog, rasierte, einkleidete und hinausführte. Fünf Minuten später zahlte Dutloff das Geld aus, erhielt eine Quittung, verabschiedete sich vom Wirte und dem Freiwilligen und ging ins Quartier zum Kaufmann, wo die Rekruten aus

Pokrowskoje sich aufhielten. Ilja und sein junges Weib saßen in der Ecke der Küche, und als der Greis eintrat, hörten sie auf zu sprechen und schauten ihn an mit ergebenem und nicht eben wohlwollendem Blick. Wie immer betete der Greis zu Gott, entgürte sich, holte irgendein Papier heraus und rief seinen ältesten Sohn Ignatz herein und auch die Mutter des Iljuschka, die im Hofe war.

»Du, sündige nicht, Iljuschka,« sprach er, indem er zu dem Neffen herantrat. »Gestern hast du mir ein solches Wort gesagt ... Habe ich denn kein Mitleid mit dir? Ich erinnere mich wohl, wie dich mein Bruder mir anbefahl. Wenn es in meiner Kraft gewesen wäre, hätte ich dich dann abgegeben? Gott gab Glück, es war mir leid. Da ist es denn, das Papier,« sprach er, indem er die Quittung auf den Tisch legte und sie sorgfältig glättete mit seinen krummen Fingern, die sich gar nicht mehr gerade biegen konnten.

In die Küche traten vom Hofe her alle Pokrowskischen Bauern, die Knechte des Kaufmanns und sogar fremdes Volk. Alle errieten, um was es sich handelte, aber niemand unterbrach die feierliche Rede des Alten.

»Da ist es, das Papierchen! Vierhundert Rubel gab ich! Stichle den Onkel nicht!«

Iljuschka erhob sich, er schwieg aber, da er nicht wußte, was er sagen solle. Seine Lippen zitterten vor Erregung; seine alte Mutter wollte schluchzend vor ihn hintreten und wollte sich ihm an den Hals werfen; der Greis führte sie aber langsam und gebieterisch mit der Hand zurück und fuhr fort zu sprechen:

»Du hast mir gestern ein Wort gesagt,« wiederholte noch einmal der Greis. – »Du hast mir mit diesem Worte wie mit einem Messer ins Herz gestoßen. Dein Vater hat dich mir sterbend anbefohlen. Du bist mir wie ein leiblicher Sohn gewesen, und wenn ich dich irgendwie beleidigte, so leben wir

ja alle in Sünde. Ist es nicht so,
Rechtgläubige?« wandte er sich an die
ringsumher stehenden Bauern. – »Siehst du,
da ist auch deine leibliche Mutter und die
junge Hausfrau, da habt ihr die Quittung.
Gott mit ihm, dem Gelde! Mir aber
verzeiht, um Christi willen!«

Und nachdem er die Schöße seines Rockes
auseinandergezogen hatte, ließ er sich
langsam aus die Knie nieder und verneigte
sich bis zur Erde vor dem Iljuschka und
seiner Hausfrau. Vergeblich wollten ihn die
jungen Leute zurückhalten; nicht eher, als
bis er mit dem Kopfe den Boden berührt
hatte, stand er auf, machte sich zurecht und
setzte sich auf die Bank. Iljuschkas Mutter
und seine junge Frau heulten vor Freude, in
der Menge wurden Stimmen der
Zustimmung laut. »Nach Gerechtigkeit,
nach Gottes Gebote, so ist das getan,«
sprach einer. »Was ist Geld? Für Geld
kaufst du den Burschen nicht!« sprach ein
anderer. »Was für eine Freude,« sprach ein
dritter. – »Ein gerechter Mensch, das eine
Wort.« Nur die Bauern, die zu Rekruten

bestimmt waren, sprachen nichts und
gingen leise hinaus.

Zwei Stunden später fuhren die beiden Wagen der Dutloffs aus der Vorstadt hinaus. In dem ersten, vor den die graue Stute gespannt war, mit eingefallenem Bauche und schweißbedecktem Hals, saßen der Alte und Ignatz. Im hinteren Teile des Wagens wurden Pakete, ein Kesselchen und Kringel hin und her gerüttelt. Im zweiten Wagen, den niemand lenkte, saßen ehrsam und glücklich die junge Frau und die Schwiegermutter in ihren Kopftüchern. Die junge Frau hielt unter dem Brustlatz ein Schnapsfläschchen. Iljuschka, hin und her geschüttelt, einen Kringel essend und unaufhörlich schwatzend, saß zusammengekrümmt mit dem Rücken zum Pferde im vorderen Teile des Wagens. Die Stimmen, das Rasseln der Wagen auf dem Pflaster und das Schnaufen der Pferde, alles floß in einem einzigen Klang der Freude zusammen. Die Pferde, mit ihren Schwänzen wedelnd, schlugten immer rascheren Trab an, da sie die Richtung nach

Hause fühlten. Die Vorbeigehenden und Vorbeifahrenden schauten sich unwillkürlich nach der fröhlichen Familie um.

Unmittelbar am Ausgang aus der Stadt begannen die Dutloffs eine Partie Rekruten zu überholen. Eine Gruppe von ihnen stand im Kreise herum bei einer Schnapsbude. Ein Rekrut, mit jenem unnatürlichen Ausdruck, den eine rasierte Stirn dem Menschen gibt, hatte die graue Mütze in den Nacken gestoßen und schlug flink in die Saiten der Balalaika; ein anderer, ohne Hut, in einer Hand die Schnapsflasche, tanzte inmitten des Kreises. Ignatz hielt das Pferd an und sprang hinunter, um die Stränge zu spannen. Alle Dutloffs begannen mit Neugier, Beifall und Lustigkeit auf den Tänzer zu schauen. Der Rekrut schien niemanden zu sehen, er fühlte aber, daß das ihn bewundernde Publikum sich immer vermehrte, und das gab ihm Kraft und Geschicklichkeit. Der Rekrut tanzte gewandt. Seine Brauen waren verzogen, sein frisches Gesicht war unbeweglich, sein

Mund verharrte bei einem Lächeln, das längst schon allen Ausdruck verloren hatte. Es schien, alle Kräfte seiner Seele waren darauf gerichtet, möglichst rasch einen Fuß hinter den anderen zu stellen, bald auf den Absatz, bald auf die Fußspitze. Bisweilen blieb er plötzlich stehen, zwinkerte dem Balalaikaspieler zu, und der begann dann noch flinker mit allen Saiten zu klimpern und sogar auf die Decke des Instruments mit den Knöcheln der Finger zu schlagen. Der Rekrut hielt inne; während er aber auch still stand, tanzte er immer noch, so schien es. Plötzlich begann er sich langsam zu bewegen, mit den Schultern zu zucken, und auf einmal hob er sich drehend empor, ließ sich dann mit einem Schwung in hockende Stellung nieder und begann mit wildem Schrei die Beine vor sich hin zu schleudern. Die Knaben lachten, die Weiber nickten im Takt mit dem Kopfe, die Männer lächelten beifällig. Ein alter Unteroffizier stand ruhig neben dem Tanzenden mit einer Miene, die sagte: »Euch ist dies ein Wunderding, uns aber ist das alles schon genau bekannt!« Der Balalaikaspieler war sichtlich ermüdet,

er blickte sich faul um, und nachdem er irgendeinen falschen Akkord gegriffen hatte, schlug er plötzlich mit den Fingern auf die Decke des Instrumentes, und der Tanz war zu Ende.

»Ei, Alecha!« sprach der Balalaikaspieler darauf zum Tanzenden, indem er auf den Dutloff hinwies, »da ist er, dein Pate!«

»Wo? Du, mein lieber Freund!« schrie Alecha, jener selbige Rekrut, den Dutloff gekauft hatte, und indem er mit seinen müden Beinen nach vorne fiel und die Schnapsflasche über den Kopf hob, näherte er sich dem Wagen. »Mischka, ein Glas!« schrie er. – »Mein Wirt! Mein lieber Freund! Das ist mal eine Freude, in Wahrheit!« schrie er, indem er mit seinem betrunkenen Kopf in den Wagen fiel, und er begann die Bauern und Bauernweiber mit Schnaps zu bewirten. Die Bauern tranken, die Weiber schlügen es ab. – »Ihr, meine leiblichen Verwandten, womit soll ich euch beschenken? rief Alecha aus, die Alte umarmend.

Eine Händlerin mit Eßwaren stand in der Menge. Alecha erschaute sie, nahm ihr das Tragbrett ab und schüttelte es ganz in den Wagen.

»Nur keine Furcht, ich zahle es, Teufel,« brüllte er mit weinerlicher Stimme, zog sogleich auch aus der Hose einen Beutel mit Geld und warf ihn dem Mischka zu.

Er stand da, auf den Wagen gestützt, und sah mit feuchten Augen auf die Darinsitzenden.

»Welche ist denn das Mütterchen?« fragte er. – »Wohl die? Auch ihr will ich ein Geschenk machen!«

Er dachte einen Augenblick nach, griff in die Tasche, holte ein neues, zusammengelegtes Taschentuch heraus, ein Handtuch, mit dem er unter dem Mantel gegürtet war, nahm dann rasch vom Hals ein rotes Tuch, drückte alles zusammen und steckte es der Alten in den Schoß.

»Für dich opfere ich es,« sprach er mit leiser Stimme, die leiser und leiser ward.

»Wozu denn? Danke, Lieber! Siehst du, einfach ist der Bursche,« sprach die Alte, indem sie sich an den alten Dutloff wandte, der zu ihrem Wagen herangekommen war.

Alecha war völlig verstummt und wie eine Eule geworden; als wolle er einschlafen, ließ er immer tiefer und tiefer den Kopf sinken.

»Für euch gehe ich, für euch gehe ich zugrunde!« sprach er. »Dafür beschenke ich euch auch.«

»Ich denke, auch er hat ein Mütterchen,« sprach jemand aus dem Haufen. – »Was für ein einfacher Bursche! Erstaunlich!«

Alecha erhob seinen Kopf.

»Ein Mütterchen habe ich,« sprach er. – »Ein leibliches Väterchen habe ich. Alle haben sich von mir losgesagt. Höre du,

Alte,« fügte er hinzu, indem er Iljuschkas Mutter am Arm faßte; »ich habe dich beschenkt. Höre mich an, um Christi willen. Geh' du ins Dorf Wodnoje, erfrage dort die Greisin Nikonoff, sie selber ist mein leibliches Mütterchen, verstehst du es, und sage du dieser selben Alten, der Greisin Nikonoff, vom Dorfrande die dritte Hütte, ein neuer Brunnen steht da ... sage du ihr, daß Alecha, dein Sohn ... das heißt ... Musikant, leg' los!« schrie er.

Und wiederum begann er zu tanzen und schmetterte die Flasche mit dem Schnapsrest zur Erde.

Ignatz bestieg den Wagen und wollte losfahren.

»Leb' wohl, gebe dir Gott!« sprach die Alte, ihren Pelz zuschlagend.

»Fahrt ihr zum Teufel!« schrie er mit geballten Fäuste. – »Möge deiner Mutter ...!«

»Ach, mein Gott!« murmelte sich
bekreuzigend Iljuschkas Mutter.

Ignatz trieb die Stute an, und die Wagen
rasselten wiederum davon. Der Rekrut
Aleksei stand inmitten des Weges, und die
Fäuste geballt, schimpfte er mit dem
Ausdruck der Raserei im Gesicht die
Bauern, was das Zeug hielt.

»Weshalb blieben sie stehen! Vorwärts,
Teufel, Menschenfresser!« schrie er. – »Du
wirst meiner Hand nicht entrinnen! Ihr
Teufel! Ihr Bauernlümmel!«

Bei diesen Worten brach seine Stimme, und
wie er stand, schlug er mit aller Kraft auf
den Boden hin.

Bald waren Dutloffs aufs freie Feld
gekommen, und als sie sich umschauten,
sahen sie die Rekruten schon nicht mehr.
Nachdem sie fünf Werst im Schritt gefahren
waren, stieg Ignatz aus dem Wagen des
Vaters, in dem der Alte eingeschlafen war,
und ging neben dem des Iljuschka her.

Zu zweit tranken sie das Fläschchen aus,
das sie aus der Stadt mitgenommen hatten.
Ein wenig später stimmte Ilja ein Lied an,
die Frauen stimmten ein; Ignatz schrie
lustig auf das Pferd im Takt mit dem Lied.
Eilig kam ihnen eine lustige Postkutsche
entgegengefahren. Der Fuhrmann schrie
munter auf die Pferde, als sie die beiden
lustigen Wagen erreicht hatten; der
Postillon schaute sich um und wies mit den
Augen zwinkernd auf die roten Gesichter
der Bauern und Bauernweiber, die sich mit
lustigem Liede im Wagen schütteln ließen.

Nachwort des Übersetzers.

»Polikuschka« ward im Jahre 1861 auf der Rückreise aus England in Brüssel geschrieben, wo Tolstoi einen vierzehntägigen Aufenthalt nahm, um den Sozialisten Proud'hon zu besuchen, an den ihn Herzen in London empfohlen hatte. Die Veranlassung zu dieser Novelle liegt indes viel tiefer: Tolstoi hatte eben erst, in London, die Nachricht von der Aufhebung der Leibeigenschaft erhalten und gleichzeitig von seiner Ernennung – für seinen Bezirk – zum »friedlichen Vermittler« in der Regelung der Beziehungen zwischen den ehemaligen Seelenbesitzern und den ehemaligen Leibeigenen. Es scheint nun, als wolle Tolstoi in »Polikuschka« noch einmal das ganze empörende Unrecht der Leibeigenschaft wachrufen, in seiner alle menschlichen Beziehungen vergiftenden Wirkung. Er weist hier nach, daß gerade die beabsichtigte Wohltat, und zwar eine

solche, die menschlich richtig und dem russischen Volke gegenüber besonders am Platze ist: die sittliche Aufrichtung durch erwiesenes Vertrauen, daß gerade eine solche Wohltat bei den Beziehungen von Seelenbesitzern und Leibeigenen zum Verderben ausschlagen muß – und zwar trotzdem sie im wesentlichen gelang – wenn nur ein ganz kleiner, dummer Zufall hinzutritt. Es ist wohl nie gewagt worden, eine solche Fülle richtig gehörter sozialer Falsch töne in einem Buche zu geben, wie das hier geschieht, und so nahe an das zu schreiten, dem wir sonst überall ängstlich aus dem Wege gehen: an das Herzzerreißende.

Zudem ist der Ton des Ganzen für Tolstoi völlig ungewohnt und kehrt auch in seinem ganzen Werke niemals wieder. Es ist eine böse, witzelnde Ironie über dem Ganzen ausgebreitet. Soweit es sich dabei, im ersten Teile der Novelle, um die Schilderung des Leibeigenenelendes handelt, wirkt das nur erschütternd: man erlebt, wie der Dichter blutet unter der Not seines Volkes und

darüber selbst sein künstlerisches Maßhalten einbüßt. Aber später, nach geschehenem Unglück, werden einzelne der Leibeigenen, zweifellos aus persönlicher Erfahrung, derart erbärmlich hingestellt, in ihrer sklavischen Liebedienerei und in ihrem herzlosen Eigennutz, daß man hier schon nicht mehr den Eindruck hat, als wolle der Dichter ausschließlich die Korruption durch das System der Leibeigenschaft zum Ausdruck bringen. Es liegt hier zweifellos Lieblosigkeit vor. Tolstois Künstlertum blieb davon unberührt: alles, was er da schildert, kann so sein, ja, ist so bei einer gewissen Einstellung des Auges. Wir waren aber an eine tiefere Einstellung auf die Menschen bei diesem Dichter gewöhnt: bis dahin, wo alle Schuld sich in Leid auflöst, und die nackte Not der Liebe die Arme entgegenstreckt! Hier findet Tolstoi diese Einstellung nicht. Der Mensch im Dichter ist noch zu zerrissen: denn was hier an Volksnot geboten wird, empfindet er selber als rein persönliche Schuld. Auch er war Seelenbesitzer, auch er lebte damals noch

von der Not seiner Leibeigenen, auch bei ihm erlebten sie namenloses Elend, und er hatte sie nicht freigegeben bis zur gesetzlich befohlenen Freilassung – trotzdem er damals schon aus tiefster Überzeugung Proud'hon beistimmen konnte in der Verdammung aller Besitzer!

Hier erkennen wir so recht als typisches Merkmal Tolstoischen Schaffens und vielleicht als das Moment, das sein Künstlertum aufs höchste emporpeitschte, den Zwiespalt, der in ihm lebte zwischen intuitiver Erkenntnis und praktischer Weltanschauung. Nur in ersterer fand er den Ausgleich für die letzten Bedürfnisse seiner Seele, und er fand sie nur in der Dichtung. Andererseits ließ ihn gerade der Umstand, daß er nur dichtend sehend ward, diesem seinem Sehen mißtrauen. Später suchte er dann diesen Ausgleich auch im Leben herbeizuführen – und das geschah wiederum auf Kosten seiner intuitiven Erkenntnis. Der spätere Sozialprophet ist rein geistig genommen ein unendlicher

Rückschritt gegen den Dichter von »Krieg und Frieden« und »Anne Karenina«.

Tolstois eigentliches Schicksal – und überhaupt *das* Schicksal des geistigen Rußlands – war aber gerade die Leibeigenschaft. Hier erlebte er sich persönlich mit dem Schicksal seines ganzen Volkes verflochten und gerade durch das für vornehme Seelen machtvollste Medium: das Bewußtsein der Schuld. Früh schon ahnte er sie. Um ihr ins Auge sehen zu können, hätte er aber alle die, die er liebte und verehrte, mitschuldig finden müssen. Das konnte er nicht. So entfloh er seiner Schuld in den Kaukasus, zur Armee, nach Sewastopol Vergleiche mein Nachwort zu »Der Morgen eines Gutsbesitzers«. Inselbücherei Nr. 136.. Aber die Schuld ging mit ihm und ward schwerer und schwerer, je tiefer er – gerade im russischen Soldaten – die Würde derer erkannte, vor denen er sich schuldig wußte. Rein dichterische Versuche, diese Schuld zu begleichen, Tolstois erste Bauernschule vor seiner Heirat, gaben nur noch tiefere

Einblicke in das Wesen dieser Schuld. Das erleben wir in der erschütternden Hilflosigkeit des Dichters in dem »Journal von Jasnaja Poljana«. Er will da seinem Volke Heilung bringen und erkennt dabei erst, daß das Übel, das er heilen will, eigentlich ohne Ende ist. Und so kommt er denn zu dem grotesk tragischen Paradox: in einem Buch, das der Volksbildung dienen soll, diese an sich für völlig wertlos und das Streben nach ihr für schmähliche Heuchelei zu erklären!

So stand es um Tolstoi, als die Leibeigenschaft gesetzlich aufgehoben ward (worüber er sich bekanntlich gar nicht gefreut hat). Für ihn war sie natürlich damit auch gar nicht aufgehoben. Er hatte viel zu tief hinter ihre Kulissen geblickt. Sie war und blieb ihm das Menschenun Glück, das Symbol aller Menschennot. Und in dieser Anschauung bestärkt ihn unverkennbar ein letztes Sträuben in seiner Seele, seiner ganzen persönlichen Schuld im Rahmen der Leibeigenschaft ins Auge zu sehen. Wir verstehen eigentlich erst, wenn wir den

»Morgen eines Gutsbesitzers« und »Polikuschka« lesen, weshalb der spätere Prophet Tolstoi durchaus nicht in der Leibeigenschaft eine ganz besonders unerträgliche Form *menschlicher Versklavung sehen wollte*, ja sich sogar zu der Behauptung versteigt, jeder der Geld ausgibt, handle schlimmer als der Seelenbesitzer, weil er sich nicht mehr persönlich kümmere um die, die er für sich arbeiten lasse!

Im Dichterwerke Tolstois nimmt die Leibeigenschaft rein räumlich genommen einen viel geringeren Platz ein als in dem Werke irgendeines der großen russischen Dichter, deren Jugendzeit noch vor die Reform fiel. Tolstoi hat die Leibeigenschaft überhaupt nur in den erwähnten zwei Novellen behandelt; sogar in »Krieg und Frieden«, dessen Handlung dabei um die Blütezeit der Leibeigenschaft vor sich geht, spielt sie kaum als Hintergrund eine Rolle. Freilich in diesen beiden Novellen ist die Leibeigenschaft mit einer Tiefe und Intensität erlebt, wie nirgendswo sonst in

der Weltliteratur irgendein menschliches Sklaventum. Die Bedeutung dieser Novellen geht denn auch weit über das rein Literarische hinaus: das sind Ansätze zur Ausfüllung einer Erkenntnislücke, die uns heute noch zu langwierigen Kulturumwegen zwingt: wir meinen unsere Unkenntnis vom Seelenleben der Sklaven.

»Polikuschka« bildet dabei insofern eine Ergänzung zum »Morgen eines Gutsbesitzers«, als uns dort ein erschöpfendes Lebensbild der Hofleibeigenen gegeben wird, während wir hier das Dasein der leibeigenen Bauern bis zum Nacherleben müssen deutlich erlebten. Dabei ist fast alles ins rein Menschliche gesteigert, und es finden sich vollendete Menschentypen: denken wir nur an den alten Dutloff und an Akulina, Polikeis Gattin.

Noch ein Wort über das Schicksal dieser Novelle. Sie blieb zunächst bei der rein politischen Erregung der russischen Geister in der großen Reformzeit unbemerkt und

hat überhaupt nie die Bedeutung gefunden, die ihr im Lebenswerk Tolstois zukommt, wenn auch hier und da einmal angedeutet ward, daß »Polikuschka«, dem in ihm herrschenden Geiste nach, durchaus zu den Novellen der Prophetenzeit gezählt werden könnte – und zwar als einziges Werk aus der Vorbekehrungsperiode. Turgenjeff war freilich entzückt über »Polikuschka«, als die Novelle erschien. Er fand nur, daß der Tod des kleinen Kindes doch überflüssig sei, wenigstens als übertriebene Häufung erscheine. Das ist aber durchaus falsch: bei solcher häuslichen Beschränktheit, wie sie hier Tolstoi bei den Hofleibeigenen schildert, sind gerade solche Unfälle an der Tagesordnung, und heute noch spielen sie, namentlich bei dem russischen Stadtproletariat, dessen Wohnungselend beispiellos ist, eine entsetzliche Rolle. Tolstoi, der sonst absolut unempfindlich war gegen fremde Beurteilungen seiner Dichtungen, hier aber offenbar loskommen wollte von seiner Novelle, gibt Turgenjeff recht und nennt »Polikuschka« ein »dummes Geschwätz«. Polikuschka ist aber

nicht nur ein Meisterwerk. Es ist ein Kulturdenkmal von unschätzbarem Werte, wie es nur ein Mensch von unendlichem Seelenreichtum zu schaffen imstande ist. Und auch bei dem verrät sich hier noch ein so intensives Mitleben mit den Leibeigenen – denn nur ein solches, das Jahrzehnte gewährt haben mußte, konnte so wörtlich genommen durch Mauern hindurch schauen daß schon dadurch allein alle sozialen Sünden dieses aufrichtigen Menschenfreundes und redlichen Gottsuchers gesühnt sein müßten.

Karl Nötzel.